

**www.e-rara.ch**

**Lesebuch für das fünfte Schuljahr der Primarschulen des Kantons St. Gallen**

**Sankt Gallen (Kanton)**

**Lichtensteig, 1911**

**Stiftung Pestalozzianum**

Shelf Mark: LA 1372 c

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-90080>

II. Geschichte.

---

**www.e-rara.ch**

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

---

**Nutzungsbedingungen** Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

**Terms of Use** This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

**Conditions d'utilisation** Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

**Condizioni di utilizzo** Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

## II. Geschichte.



### Die drei Waldstätte.

#### 59. Der Bund von 1291.

1. Alljährlich am 1. August erschallen im ganzen Schweizerlande die Glocken. Was verkündet dieses feierliche Geläute? Es erinnert uns an die Gründung der Eidgenossenschaft am 1. August 1291. An diesem Tage kamen freie Männer aus Uri, Schwyz und Unterwalden zusammen und schlossen miteinander einen Bund auf ewige Zeiten. Was sie da miteinander verabredet und durch einen Eid bekräftigt hatten, das ließen sie in lateinischer Sprache niederschreiben. Dieser Bundesbrief wird auf dem Rathause zu Schwyz als teures Kleinod aufbewahrt.

2. „Im Namen Gottes, Amen.“ Das sind die schönen Worte, mit denen der Bundesbrief beginnt. In demselben gaben sich die Eidgenossen das Versprechen, einander beizustehen in Not und Gefahr. Dabei wollten die wackern Männer ihre bisherigen Pflichten keineswegs abschütteln. Wer Zinsen und Steuern zu zahlen hatte, sollte sie weiter entrichten. Zur Aufrechterhaltung der Sicherheit und Ordnung im Lande machten sie folgendes aus: Die Richter sollen durch das Volk selbst gewählt werden aus den Einwohnern des Landes. Auswärtige Richter oder gar solche, die ihr Amt durch Geld erlangten, wollen sie nicht anerkennen. Wer einen andern vorsätzlich tötet, der soll es mit dem Leben büßen. Wenn er aber entweicht, so soll er niemals zurückkehren dürfen, und wer ihn bei sich aufnimmt, der soll verbannt werden. Wenn einer den andern durch Brandstiftung schädigt, soll er nimmermehr für einen Landsmann gehalten werden. Und wer einen solchen Übeltäter schützt, der soll dem Geschädigten den Schaden ersetzen. Sollte einer dem andern Sachen rauben oder

beschädigen, so soll das Gut des Schuldigen dazu verwendet werden, dem Geschädigten den Schaden zu vergüten. Jedermann soll seinem Richter gehorchen; wenn aber jemand einem Richtersprüche nicht nachkommen will, sollen alle Eidgenossen den Widerständigen zum Gehorsam zwingen. Der Bundesbrief sagt auch, wie Streitigkeiten unter den Eidgenossen selbst beizulegen seien. Wenn ein Krieg oder ein Streit unter den Eidgenossen entsteht, sollen weise Männer denselben schlichten. Gegen denjenigen Teil, der den Schiedsspruch verwirft, werden sich alle Eidgenossen wenden. Der Schluß des Bundesbriefes lautet: „Alles, was hier oben geschrieben, beschlossen und für die gemeinsame Wohlfahrt heilsam verordnet worden, soll mit der Hilfe Gottes ewig dauern.“

3. Warum schlossen die Männer am Vierwaldstättersee diesen Bund? Die mächtigsten Herren in unserm Lande waren damals die Habsburger. Ihnen gehörte Osterreich. Dann war fast die ganze nördliche und nordöstliche Schweiz ihr Eigentum, so die Gebiete der heutigen Kantone Thurgau, Zürich, Aargau, Luzern, Zug und Glarus. Auch Unterwalden war fast ganz in ihren Händen, und selbst in Schwyz besaßen sie zahlreiche Besitzungen. So waren die drei Länder von diesen mächtigen Herren ganz umringt. Als nun Kaiser Rudolf am 15. Juli 1291 starb, trauten die Eidgenossen dem Wetter nicht recht. Sie fürchteten, es könnte wieder ein Habsburger Kaiser werden. Dann würden der Kaiser und das Haus Habsburg fest zusammenhalten und immer mehr Länder unter Osterreichs Herrschaft zu bringen suchen. Am Ende könnte es ihnen gar gelingen, auch die Waldstätte zu Untertanenländern zu machen. Das wollten die Männer von Uri, Schwyz und Unterwalden um jeden Preis verhüten. Deshalb traten sie am 1. August 1291 zusammen und beschworen zu Schutz und Trutz den ewigen Bund.

## 60. Der Morgartenkrieg, 1315.

1. Was sagten wohl die Habsburger zu dem Bunde der drei Länder? Natürlich waren sie aufgebracht über das Vorgehen der Waldstätte und beschlossen, den frechen Bauern den Meister

zu zeigen und sie zu züchtigen, damit sie keine Bündnisse gegen Osterreich mehr schließen. Mit der Kriegsführung wurde Herzog Leopold I. betraut.

2. Dieser rüstete nun ein starkes, glänzendes Heer. Als Sammelplatz war die Stadt Zug bestimmt. Es war beschlossen, die drei Länder auf drei Seiten zugleich anzugreifen. Graf Otto von Sträßberg sollte über den Brünig in Obwalden einfallen. Tausend Luzerner erhielten den Auftrag, über den Vierwaldstättersee in Nidwalden und Uri einzudringen. Leopold selbst wollte mit der Hauptmacht von Zug aus über Ageri, Sattel und Steinen Schwyz überrumpeln. — Aber die Leute in den Waldstätten waren auch nicht untätig geblieben; sie wußten, was ihnen bevorstand und hatten rechtzeitig Verteidigungsmaßregeln getroffen. Alle Zugänge des Landes waren gesperrt und besetzt worden. Jeder Ort hatte getan, was ihm rätlich schien. Uri hatte mit den Bewohnern des Tales Urfern, das damals dem Kloster Disentis gehörte, ein Bündnis geschlossen, um seine Südseite zu decken. Die Unterwaldner hatten am See, beim Eintritt in ihr Land, Turm und Pfahlwerk errichtet, die Schwyzer ihre Grenzen bei Arth besetzt und eine Landesmauer oder Leze auf der ganzen Nordostseite ihres Landes bis nach Rothenthurm und Altmatt gebaut. Hier wachten sie Tag und Nacht. Die Oesterreicher hatten gehofft, daß die Eidgenossen sich an verschiedenen Orten aufstellen und dadurch ihre Streitkräfte zersplittern würden. Aber die Männer im Gebirge hatten erfahren, daß die Hauptmacht über Ageri und Morgarten nach Schwyz vorrücken werde. Ein Ritter, Heinrich von Hüenenberg, so wird erzählt, habe bei Arth einen Pfeil über die Lezemauer geschossen; daran sei ein Zettel geheftet gewesen, auf dem die Worte gestanden: „Hütet euch am Morgarten, am Tage vor St. Dthmar!“ Auf das hin besetzten die Eidgenossen, etwa 1500 Mann stark, die Anhöhen am Morgarten. Sie schreckten nicht zurück vor der Stärke ihrer Gegner. Sie kämpften für ihre teure Freiheit, für Haus und Herd, für Weib und Kind. Da galt es, zu siegen oder zu sterben.

3. Am Morgen des 15. Wintermonats führte Leopold sein Heer über Ageri gegen Morgarten. Sorglos und voll Zuversicht



rückte der Feind heran. Herzog Leopold hielt es nicht der Mühe wert, Rundscharfer vorauszuschicken. Es kam ihm nicht in den Sinn, daß die „groben Bauern“ von seinem Kriegsplan wissen und ihn auf der Höhe erwarten könnten. Voran zog die kampflustige Reiterei der adeligen Herren; hinter ihnen her marschierte ein unabsehbarer Zug wohlbewaffneter Fußvolkes. Am oberen Ende des Agerisees aber wurde der Weg so enge, daß kaum zwei Pferde nebeneinander gehen konnten. Hier kamen plötzlich mächtige Felsblöcke und Baumstämme von der schroffen Bergwand heruntergerollt. Unter der Reiterei entstand große Verwirrung. Die Pferde bäumten sich und schlugen aus. Die Reiter wandten ihre Köpfe um und sprengten in das Fußvolk hinein. Viele aber wurden zerschmettert oder in die Tiefe gerissen. Entsetzen verbreitete sich im Heere Leopolds; der eine floh dahin, der andere dorthin. Die Lage der Österreicher war verzweifelt. Doch das Schlimmste sollte erst noch kommen. — Gleich hinter den Blöcken und Stämmen stürzte die ganze Masse der eidgenössischen Krieger herab. Mutig sprangen sie an den Feind. Von Jugend auf waren sie an steile Wege gewöhnt. Überdies hatten sie Fußseisen angelegt, um auf dem hartgefrorenen Boden bessern Stand zu haben. Jetzt waren die Österreicher verloren. Die Eidgenossen schlugen mit ihren schrecklichen Hellebarden, mit ihren Streitäxten und Morgensternen schonungslos auf sie ein und hieben sie zusammen. Bald ergriff ein großer Teil der Feinde die Flucht, namentlich das Fußvolk. Ganze Scharen wurden von den nachjagenden Eidgenossen in den See gesprengt. Die Blüte der Ritterschaft bedeckte das winterliche Schlachtfeld, ein Gefler von Meienberg, ein Herr von Landenberg, Graf Friedrich von Toggenburg und viele andere. 1500 Mann sollen im Kampfe gefallen sein, ungerechnet die im See ertrunkenen. Leopold selbst war nur mit knapper Not dem Verderben entronnen. Halbtot vor Schrecken und Bestürzung kam der einst so stolze Herzog nach Winterthur. Weit und breit hörte man in österreichischen Landen weinen und wehklagen. In allen Städten und Burgen hatte man Tote zu betrauern.

4. Mit der Niederlage Leopolds am Morgarten war der ganze Kriegszug entschieden. Die andern österreichischen Abtei-

lungen, die gegen die drei Länder vorrücken sollten, ergriffen die Flucht, als ihnen das Schicksal der Hauptmacht bekannt wurde. Otto von Straßberg war schon plündernd in Obwalden eingefallen. Da erhielt er einen „läzen“ (d. h. umgekehrten) Handschuh zugeschickt. Er verstand die Botschaft und floh mit solcher Eile den Brünig hinab, daß er sich verletzete und bald nachher starb. — Die Eidgenossen aber dankten Gott, daß er sie aus der Hand eines mächtigen Feindes errettet hatte. Zum ewigen Andenken an den errungenen Sieg beschloßen sie, den Schlachttag von Morgarten für alle Zeiten wie einen Aposteltag zu feiern. Unweit des Schlachtfeldes errichteten die Schwyzer eine Kapelle. Vierundzwanzig Tage nach der Schlacht, am 9. Dezember 1315, erneuten die Landleute von Uri, Schwyz und Unterwalden zu Brunnen ihren ewigen Bund.

## Luzern.

### 61. Luzern tritt in den Bund, 1332.

1. Die österreichischen Herzoge gaben den Plan nicht auf, die Waldstätte zu unterwerfen. Doch vorläufig war es ihnen nicht möglich, ein neues Heer gegen sie zu rüsten. Sie schlossen darum mit den Eidgenossen einen Waffenstillstand. Ob nun die Eidgenossen sorglos dahinlebten? Keineswegs; denn sie sagten sich: „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Der Kampf mit Osterreich ist noch nicht ausgefochten. Unser Bund muß noch weitere Proben bestehen, und früher oder später wird es zu einem neuen Kriege kommen. Der kluge Mann baut vor.“

2. Sie sahen sich deshalb nach einem Bundesgenossen um und fanden ihn in der Stadt Luzern. Mit dieser schlossen sie im Jahre 1332 ein Bündnis. In demselben versprachen sie, einander getreulich zu helfen mit Gut und Blut, in jeder Not und Gefahr. Es war auch ganz natürlich, daß die Waldstätte sich mit Luzern verbanden. Denn wie der See die Stadt Luzern und die drei Länder äußerlich verbindet, so waren sie auch durch Handel und Verkehr miteinander verknüpft. Wollten die Eidge-

nossen den Ein- und Ausgang ihrer Täler frei haben, so mußte ihnen Luzern offen stehen; wollten die Luzerner mit Italien Handel treiben, so mußten sie durch Uri ziehen. So waren die Waldstätte und Luzern auf gegenseitige Freundschaft angewiesen.

## 62. Die Vorgeschichte Luzerns.

1. Luzern war ungefähr um dieselbe Zeit gegründet worden, wie das Kloster St. Gallen. Damals waren Mönche aus dem elsässischen Kloster Murbach gekommen und hatten am Ausfluß der Reuß aus dem Vierwaldstättersee zu Ehren des heiligen Leodegar ein Kloster gestiftet. Um dasselbe entstand bald, wie um das Kloster St. Gallen, ein Flecken. Aus dem Flecken wurde eine Stadt mit starken Mauern und festen Thürmen. Als der Gotthardpaß gangbar wurde, nahm die Stadt erst recht einen namhaften Aufschwung; denn nun zog sich der Verkehr zwischen Deutschland und Italien größtenteils über Luzern, wo die vielen Waren von den Wagen auf die Schiffe oder von den Schiffen auf die Wagen geladen werden mußten. Fuhrleute und Schiffer, Kaufleute und Handwerker ließen sich in großer Zahl nieder; denn hier fanden sie reichen Verdienst.

2. Die Stadt war aber nicht frei; sie stand unter dem Kloster Murbach, wie St. Gallen lange Zeit unter dem Abte des Klosters St. Gallen gestanden. Aber die Bürger errangen sich nach und nach allerlei Rechte und Freiheiten, so z. B. das Recht, einen eigenen Rat aus ihrer Mitte zu wählen. So war Luzern auf dem besten Wege, mit der Zeit eine freie Stadt zu werden. Da trat ein Ereignis ein, das einen dicken Strich durch die Rechnung der Luzerner machte.

3. Luzern lag dem Kloster Murbach zu ferne, und die Verwaltung war dem Abte zu schwer geworden. Deshalb verkaufte er die Stadt im Jahre 1291 an Rudolf von Habsburg. Wie haben wohl die Luzerner diesen Herrschaftswechsel aufgenommen? Es lag ihnen nicht recht. Bisher waren sie unter einem weit entfernt wohnenden und milden Herrscher gestanden; jetzt mußten sie sich unter das strengere Joch Oesterreichs beugen, das nicht

so leicht losgab, was es einmal in die Hand bekommen. Da war für sie keine Aussicht mehr, einmal eine freie Stadt zu werden. Ein einziger Weg stand noch offen, nämlich sich an die Waldstätte anzuschließen.

4. Der österreichische Vogt zu Rothenburg trieb sie dazu. Er drückte die Stadt, wo er konnte. So erhob er z. B. hohe Bölle für die Waren, die von Luzern kamen oder nach Luzern gingen. Es herrschte ein beständiger Hader zwischen der Stadt und ihrer Herrschaft. Endlich traten Bürgerschaft und Rat zusammen und taten einen Eidschwur, dem Vogte und der Herrschaft Widerstand zu leisten. Sie traten in Unterhandlung mit den Waldstätten, und das Bündnis kam zustande.

5. Was sagte Osterreich dazu? Natürlich forderte es die Auflöfung des Bündnisses, und als Luzern nicht zurücktrat, kam es zu einer jahrelangen blutigen Fehde Osterreichs gegen Luzern und die Eidgenossen, in der man sich gegenseitig viel Schaden zufügte.

Schließlich mußten die Luzerner doch wieder unter die österreichische Herrschaft zurückkehren; aber das Bündnis mit den Waldstätten lösten sie nicht auf. Sie gehörten äußerlich zu Osterreich, im Herzen aber zu den Eidgenossen, bis ein Menschenalter später das Schwert diesem Zwiespalt ein Ende machte und Luzern ganz und für immer eidgenössisch wurde.

## Zürich.

### 63. Die Reichsstadt Zürich.

1. Zürich ist viel älter als St. Gallen und Luzern. Es war schon ein bedeutender Ort, als die Glaubensboten Gallus und Kolumban in unser Land kamen. Schon 300 Jahre früher hatten Felix und Regula dorthin den christlichen Glauben gebracht. Zur Ehre dieser Heiligen, die als Märtyrer in Zürich gestorben sind, wurde ums Jahr 800 auf einem Hügel am See ein weithin berühmtes Gotteshaus, das Grossmünster gegründet. Zahlreiche Geistliche versahen darin den Gottesdienst. Sie ver-

einigten sich zu einem Chorherrenstift und lebten, wie die Mönche zu St. Gallen, beisammen. Auf der andern Seite der Limmat entstand ein großes Frauenkloster, das Fraumünster. Diese Gotteshäuser wurden von Kaiser und Adligen mit Gütern in und um Zürich reich beschenkt. Das Ansehen, das sie genossen, kam auch der Ortschaft zu gute. Auch Zürich wurde zum Schutze gegen kriegerische Überfälle mit Mauern und Thürmen umgeben und zur Stadt erhoben. Rasch blühte diese empor. Regelmäßige Märkte machten sie zu einem angesehenen Handelsplatze, und öfters beherbergte Zürich auch Kaiser in seinen Mauern.

2. Aber eine freie Stadt war Zürich noch nicht. Es stand unter der Äbtissin des Fraumünsters. Ein großer Teil des städtischen Bodens war ihr Eigentum. Sie besaß das Recht, Zölle zu erheben und die Aufsicht über den Markt zu führen; sie ernannte auch den Bürgermeister und den Rat der Stadt. Doch nach und nach — man weiß nicht genau wann und wie — gingen immer mehr Rechte der Fürstin auf den Rat über. Schließlich erlangte die Bürgerschaft das Recht, den Rat selbst zu wählen. Die Äbtissin mußte sich sogar den Bestimmungen derer fügen, die sie früher beherrschte. So wurde Zürich eine reichs-freie Stadt, d. h. sie stand nur noch unter dem Kaiser.

## 64. Die Umwälzung in Zürich, 1336.

1. Die Bürger der Stadt Zürich waren nicht alle gleichberechtigt. Vollberechtigte Bürger waren nur die Ritter, sowie die Reichen, die vom Ertrage ihrer Güter lebten, und die Kaufleute, die den Handel im großen trieben. Nur sie besaßen das Recht, den Rat zu wählen und in den Rat gewählt zu werden. Die Arbeiter, die Handwerker und Kleinhändler dagegen durften nicht einmal an den Gemeindeversammlungen teilnehmen, geschweige denn im Räte sitzen. Dagegen waren sie verpflichtet, Steuern zu bezahlen und in den Krieg zu ziehen. Lange Zeit ließen sie sich diese Zurücksetzung gefallen. Je mehr aber die Handwerker durch Handel und Gewerbe zu Wohlstand gelangten, desto mehr forderten sie Gleichberechtigung mit den Vornehmen. Die Leute vom gleichen

Handwerk vereinigten sich zu einer Zunft, kamen im Zunft-  
hause zusammen und verabredeten, wie sie mehr Rechte bekommen  
könnten. Die Vollbürger sahen diese Vereinigungen nicht gerne.  
Ja, sie verboten sogar die Bildung von Zünften bei Strafe der  
Verbannung und Niederreißung des Zunfthauses. Aber Gewalt  
ruft der Gewalt.

2. Die herrschenden Geschlechter gaben schließlich selber Anlaß  
zu ihrem Sturze. Nicht bloß die Handwerker und Krämer waren  
mit dem Räte nicht zufrieden, sondern auch viele Vornehme und  
Reiche. Man warf ihm Parteilichkeit und Bestechlichkeit vor.  
Auch hieß es, die Räte machen mit dem Gelde, was sie wollen,  
und legen keine Rechnung ab. Die Gesetze, die der Rat erlasse,  
seien nur für seine Mitglieder vorteilhaft, für die andern aber  
schädlich und verderblich. Die Unzufriedenen verbanden sich und  
beschlossen, den Rat zu stürzen. An die Spitze der Bewegung  
stellte sich der Ritter Rudolf Brun. Im Juni 1336 brach  
der Aufstand aus. Ein aufgeregter Volkshaufe drang in den  
Ratsaal ein und trieb die Räte auseinander. Dann wurde eine  
Volksversammlung abgehalten. Diese erklärte den Rat für abge-  
setzt und gab Brun den Auftrag, der Stadt eine neue Verfassung  
zu geben.

## 65. Die Zunftverfassung.

1. In der neuen Verfassung wurden die Zünfte nicht bloß  
geduldet, sondern gesetzlich anerkannt. Es gab deren 13: Die  
Krämer — die Tuchscherer, Schneider und Kürschner — die Wein-  
schenker, Weinausrufer, Faßzieher, Sattler, Maler und Unterkäufer  
— die Bäcker und Müller — die Wollenweber, Wollenschläger,  
Grautucher, Hutmacher — die Leineweber, Leinwandhändler und  
Bleicher — die Schmiede, Schwertfeger, Kannengießer, Glockner,  
Spengler, Waffenschmiede, Scherer und Bader — die Gerber,  
Weißlederer und Pergamenter — die Metzger und Viehhändler —  
die Schuhmacher, — die Zimmerleute, Maurer, Wagner, Drechsler,  
Holzkäufer, Faßbinder und Klebleute — die Fischer, Schiffeleute,  
Karrer, Seiler und Träger — die Gärtner, Öler und Grempler.  
An der Spitze einer jeden Zunft stand der Zunftmeister.

Neben ihnen bildeten auch die vornehmen Familien eine Zunft, die der Konstafel. Zu ihr gehörten also die Ritter, die Edelleute, die Großkaufleute und diejenigen Stadtbürger, die aus dem Ertrage ihres Vermögens leben konnten.

2. Jede Zunft führte ein eigenes Banner und bildete zu Kriegszeiten eine besondere Abteilung des Heeres. Nach den Zünften richtete sich aber auch die Zusammensetzung des Rates. Der Stadtrat bestand nach der neuen Verfassung aus 26 Mitgliedern. Die Hälfte derselben gehörte der Zunft der Konstafel, die andere Hälfte dem Handwerkerstande an, indem alle Zunftmeister zugleich Mitglieder des Stadtrates waren. So kamen die Reichen und Vornehmen nicht zu kurz, da sie, obwohl nicht die Mehrheit im Volke, im Rate die Hälfte besaßen. Aber die Handwerker konnten doch zufrieden sein, da sie vorher gar keine Vertretung im Rate hatten.

3. An der Spitze des Rates und der ganzen Stadt stand der Bürgermeister. Dieser mußte der Konstafel angehören. Er vereinigte in seiner Hand eine große Gewalt. Während die Räte nur für ein halbes Jahr gewählt wurden, war seine Amtsdauer eine lebenslängliche. Er konnte sogar seinen Nachfolger bezeichnen. Die 13 Zunftmeister mußten ihm Gehorsam schwören, ja die Gemeinde selbst hatte ihm, Mann für Mann, den Eid der Treue zu leisten. So war der Bürgermeister das allmächtige Haupt der Stadt. Rudolf Brun selbst war der erste Bürgermeister von Zürich.

## 66. Die *Wardnacht*, 1350.

1. Ob wohl alle Bürger mit der neuen Ordnung zufrieden waren? Zufrieden waren vor allem die Handwerker; unzufrieden dagegen, ja Feinde der neuen Verfassung waren alle Mitglieder des alten Rates, die aus ihren Ämtern verdrängt worden waren. Diese haßten die neue Ordnung und ihren Schöpfer und trachteten danach, sie bei der ersten Gelegenheit zu stürzen. Die meisten der Verdrängten waren auf immer für unfähig erklärt worden, in den Rat gewählt zu werden; die gefährlichsten hatte Brun sogar für mehrere Jahre aus der Stadt verbannt. Zudem mußten alle einen Eid leisten,

daß sie weder offen noch heimlich etwas gegen die neue Verfassung unternehmen wollten. Aber sie hielten ihren Schwur nicht. Sie begaben sich nach Rapperswil zum Grafen Johann, einem Vetter der Habsburger, der sie aufnahm. Mit seiner Hilfe befehdeten sie nun ihre Vaterstadt, indem sie z. B. zürcherische Schiffe auf dem See angriffen und die Waren wegnahmen. Doch die Züricher ließen sich dies nicht gefallen. Sie zogen aus und schlugen den Grafen in der Nähe von Rapperswil, wobei er den Tod fand.

2. Nach einigen Jahren durften die Verbannten wieder nach Zürich zurückkehren. Sie konnten es aber nicht verwinden, daß sie nicht wieder zur Regierung zugelassen wurden; besonders schmerzte es sie, zu sehen, daß Brun insolge seiner tüchtigen Regierung immer mehr an Achtung gewann. Sie zettelten deshalb eine Verschwörung an, um Brun und den neuen Rat zu stürzen. Mit ihnen verbanden sich die Edelleute aus der Umgebung und der junge Graf Hans von Rapperswil. In der Nacht auf den 23. Februar 1350 sollte der Plan ausgeführt werden. Die auswärtigen Verschworenen waren von ihren Freunden bereits in die Stadt gelassen worden. Die Verschwörer schickten sich eben an, die wichtigsten Plätze und Straßen zu besetzen, um dann Brun und seine Anhänger niederzumachen. Da erscholl von der Höhe des Grossmünsters die Sturmglocke. Es war das Zeichen, mit dem der Bürgermeister, der gewarnt worden war, die Gemeindegossen zu den Waffen rief. Brun eilte aufs Rathhaus, das schon von Verschworenen besetzt war. Sein Knecht soll ihm geraten haben, mit ihm das Kleid zu tauschen. Brun habe dem Räte seines Dieners gefolgt und sei unerkant geblieben, sein treuer Knecht aber erschlagen worden. Vor dem Rathause entspann sich ein furchtbarer Kampf. Im Dunkel der Nacht stritt man auf beiden Seiten mit großer Wut. Brun selbst war der vorderste im Kampfe. Mitten im ärgsten Getümmel stand er als tapferer Streiter. Die Handwerker, deren Stellung und Ansehen am meisten auf dem Spiele stand, wehrten sich ebenfalls mannhaft. Viele Verschworne wurden niedergemetzelt, manche gefangen genommen. Unter der geschickten Leitung Bruns war die Stadt rasch gerettet.

## 67. Das Strafgericht an Rapperswil.

Brun übte furchtbare Rache. Der junge Graf von Rapperswil wurde in den „Wellenberg“ gesperrt; die übrigen Gefangenen wurden theils gerädert, theils enthauptet. Auch Rapperswil sollte gezüchtigt werden, weil es die Verschworenen beherbergt und unterstützt hatte. Mit einem Heere zog Brun vor das Städtchen und nötigte es zur Übergabe. Erbarmungslos trieb er alle Einwohner in strenger Winterkälte aufs freie Feld hinaus. Dann plünderte und zerstörte er alles bis auf das letzte Haus. Das war eine grausame That, aber auch eine unkluge; denn Rapperswil war ein österreichisches Lehen; durch dessen Zerstörung hatte Zürich die Rache Oesterreichs herausgefordert und ging nun einem bösen Kriege entgegen.

## 68. Der ewige Bund mit den Eidgenossen, 1351.

Was tat nun Brun in dieser Gefahr? Er machte es wie die Waldstätte nach dem Morgartenkriege; er sah sich nach Hilfe um und fand sie bei den Eidgenossen. Am 1. Mai 1351 wurde das Bündnis feierlich beschworen und besiegelt. Die Verbündeten versprachen einander, treu und fest zusammenzuhalten und in jeder Not und Gefahr sich gegenseitig zu helfen. Die Waldstätte mußten sich ausdrücklich verpflichten, Zürich auf den ersten Ruf zu Hilfe zu eilen, wenn es in Gefahr kommen sollte oder wenn Unzufriedene, wie im Jahre 1336, die neue Verfassung und den Rat zu stürzen suchten. Auch dieser Bund war für alle Beteiligten ein Gewinn. Die Waldstätte und Luzern waren froh, die mächtige Reichsstadt zum Bundesgenossen zu haben, und Zürich sah jetzt zuversichtlicher dem Kriege mit Oesterreich entgegen.

## Glarus und Zug.

### 69. Glarus im Bunde, 1352.

1. Oesterreich hatte nun doppelten Grund, sich an Zürich zu rächen, einmal wegen der Zerstörung Rapperswils und sodann wegen der Verbindung Zürichs mit den Waldstätten. Es ver-

langte den Wiederaufbau des zerstörten Städtchens und Vergütung des Schadens, und als Brun nicht darauf einging, erklärte es den Krieg. Mit einem großen Heere kam Herzog Albrecht vom Aargau her gegen Zürich gezogen. Er belagerte die Stadt und setzte ihr hart zu, verbrannte alle Häuser außerhalb der Ringmauern und verwüstete die ganze Gegend; aber es gelang ihm nicht, die Stadt zu erobern. Schließlich kam es zu einem Waffenstillstand, und das Belagerungsheer zog ab.

2. Als der Krieg wieder ausbrach, gingen Zürich und die Eidgenossen zum Angriff über. Sie drangen ins Glarnerland ein und nahmen es den Österreichern weg. Das kostete sie nicht viel Mühe. Die Glarner leisteten keinen Widerstand; sie waren im Gegenteil gerne bereit, Eidgenossen zu werden.

3. Wie kam das? Das Tal der Linth gehörte, wie wir wissen, dem Frauenkloster Sädingen. Das Kloster ließ das Ländchen durch einen Meier verwalten. Dieser zog die Steuern und Abgaben ein und übte die niedere Gerichtsbarkeit aus. Die hohe Gerichtsbarkeit dagegen stand beim Kastvogt des Klosters. Dieses wichtige Amt lag seit Jahrzehnten in den Händen der Habsburger. Im Laufe der Zeit aber hatte auch das Volk gewisse Rechte erworben; so war seit langem das Meieramt nur noch Einheimischen übertragen worden. Da gelang es den Habsburgern — ganz gegen Recht und Herkommen — auch dieses Amt an sich zu bringen, und nun lag die ganze Verwaltung in ihren Händen; Glarus war, obwohl es noch immer zum Kloster Sädingen gehörte, in Wirklichkeit ein österreichisches Untertanenland geworden.

4. Mit diesem Wechsel der Dinge waren die Glarner nicht zufrieden. Sie haßten die österreichischen Amtsleute, die ihnen höhere Steuern und Bußen auferlegten und mancherlei neue Lasten aufbürden wollten. Als daher die Eidgenossen in ihr Ländchen eindrangten, begrüßten sie diese als Befreier und halfen auch getreulich mit, die österreichischen Bögte zum Lande hinauszujagen. Und als der Obervogt Walthar Stadion einen Einfall unternahm, um das Ländchen wieder zu erobern, da stellten sich ihm die Glarner mutig entgegen und erschlugen ihn in sieg-

reichem Gefechte. Auf diese Waffentat hin nahmen die Eidgenossen Glarus am 4. Juni 1352 in ihren Bund auf.

## 70. Zug im Bund, 1352.

Raum hatten die Eidgenossen das Bündnis mit Glarus besiegelt, so rückten sie vor die Stadt Zug, nach der sie schon längst gelüfteten. Diese gut österreichische Stadt trennte in lästiger Weise die Waldstätte von Zürich und diente Osterreich als Ausfallstor gegen Schwyz und Luzern. Sie wurde nun von den Eidgenossen belagert und so hart bedrängt, daß die Zuger versprachen, wenn binnen drei Tagen der Herzog ihnen nicht zu Hilfe komme, wollten sie sich ergeben. Man schickte Gilboten ab; doch der Herzog konnte keine Hilfe senden. Nun ergab sich die Stadt, und am 27. Juni 1352 wurde sie in den Bund der Eidgenossen aufgenommen.

## Bern.

---

### 71. Gründung der Stadt Bern.

1. Die Stadt Bern ist nicht, wie St. Gallen und Luzern, durch Ansiedelung um ein Kloster entstanden, auch nicht, wie Zürich, aus einer alten Niederlassung nach und nach zur Stadt erwachsen, sondern sie ist als Stadt gegründet worden. Ihr Gründer war Berchtold V. von Zähringen. Die Zähringer waren damals das mächtigste Geschlecht in der Schweiz. Sie hatten viele Güter und Herrschaftsrechte im Thurgau, in Zürich, namentlich aber in Freiburg, in der Waadt und im heutigen Kanton Bern, und sie breiteten im Laufe der Zeit ihre Macht immer noch mehr aus. Das verwickelte sie aber in viele Streitigkeiten und Fehden mit anderen Herren und Grafen, die auch Güter und Herrschaftsrechte in diesen Gebieten besaßen. Da kamen sie auf den Gedanken, ihre Herrschaft zu sichern, indem sie schon bestehende Orte, wie Burgdorf, Laupen, Thun, mit Mauern und Thürmen

umgaben, oder indem sie ganz neue erbauten, wie Freiburg und Bern. Berchtold V. hatte gerade im Anfang seiner Regierung einen gefährlichen Aufstand des Adels im Oberlande niederwerfen müssen. Um diesen unruhigen Adel in Zukunft besser im Zaum zu halten, legte er 1191 — also gerade hundert Jahre vor der Gründung der Eidgenossenschaft — auf einer von Natur un-  
gemein festen Halbinsel an der Aare den Grund zu einer Stadt.

2. Herzog Berchtold, so erzählt die Sage, fragte seine Jägermeister, ob sie ihm einen wehrfesten Platz für die beabsichtigte Stadanlage wüßten. Sie nannten ihm die Halbinsel „im Sack“, an deren Spitze, von dichtem Eichwald umgeben, sich schon ein Jagdschloß des Herzogs erhob. Der Ritter besichtigte den Ort, fand ihn für seinen Zweck geeignet und beauftragte einen seiner Dienstmannen, den von Bubenberg, den Baugrund abzustecken. Im Vorgefühl der künftigen Größe der Stadt, legte Bubenberg dieselbe doppelt so groß an, als ihm der Herzog befohlen hatte, und wußte den Zorn seines Herrn zu beschwichtigen, indem er versicherte, daß sich alles sofort mit Häusern füllen werde; wo nicht, so werde er den Rest auf eigene Kosten überbauen. Bubenbergs Voraussicht bewährte sich. Es kamen so viele Ansiedler, daß man die einzelnen Bauplätze ganz schmal machen mußte. Die Häuser waren aus dem Holz des Waldes gebaut, das auf der Halbinsel gestanden hatte; daher das Sprichwort: „Holz, laß dich hauen gern; die Stadt muß heißen Bern.“ Den Namen leitet die Sage davon ab, daß der Herzog beschlossen habe, die Stadt nach dem ersten Tiere zu nennen, welches in dem Eichwald gefangen werde. Es war ein Bär, den der Herzog der Stadt hierauf zum Wappen gab.

3. Was lockte denn damals die Leute in die Stadt? Da dem Herzog alles daran lag, in den Bürgern der neuen Stadt treue Anhänger zu gewinnen, räumte er den Ansiedlern wertvolle Begünstigungen ein. Hörige, die sich in der Stadt niederließen, erhielten die Rechte von Freien; Freie wurden durch Schenkung von Bauplätzen, Kaufleute und Gewerbetreibende durch Stiftung von Wochen- und Jahrmärkten angezogen. Selbst Ritter und ärmere Edelleute verpflichteten sich gerne gegen schöne Lehen zur

„Burghut“, d. h. zur Verteidigung des befestigten Ortes. So wurde Bern bald eine bevölkerte Stadt.

4. Bern war noch keine freie Stadt; sie gehörte den Zähringern. Aber der Gründer der Stadt war der letzte dieses Geschlechtes; er starb kinderlos. Da wurde Bern eine freie Reichsstadt, und die Berner erhielten vom Kaiser das Recht, ihren Rat selber zu wählen, und ihr Schultheiß die Befugnis, an des Kaisers Statt die hohe Gerichtsbarkeit auszuüben. Aber die junge Reichsstadt konnte ihrer neuen Freiheit noch lange nicht froh werden; sie mußte Gut und Blut daransetzen, sich gegen den umliegenden Adel zu behaupten. Sie konnte sich der vielen Angriffe oft kaum erwehren, und mehr als einmal schien sie erliegen zu müssen. Das war eine böse Zeit für Bern. Die kriegstüchtige Bürgerschaft jedoch kämpfte sich durch. Sie brach die Burgen der feindlichen Herren in der Nachbarschaft oder nötigte die Ritter, in der Stadt Bürger zu werden. Dadurch machte Bern diese und ihr Gebiet von sich abhängig; denn die eingebürgerten Adeligen mußten sich verpflichten, im Kriegsfall der Stadt ihr Gebiet und ihre Mannschaft zur Verfügung zu stellen; jede Burg mußte für Bern ein „offenes Haus“ sein. Siegreich ging die Stadt auch aus ihren Kämpfen mit dem Adel des Oberlandes hervor, und es gelang ihr, das ganze Gebiet unter ihre Herrschaft zu bringen. Durch Kauf brachte sie auch Burg und Stadt Laupen in ihren Besitz und gewann so eine starke Schutzwehr gegen das Saanetal und die feindliche Stadt Freiburg. Gerade diese glücklichen Kämpfe Berns beschworen nun aber die größte Gefahr für die Stadt herauf. Fast der gesamte Adel der westlichen Schweiz tat sich zu einem großen Bund zusammen, um die verhasste Stadt zu vernichten. Auch Freiburg machte gemeinsame Sache mit dem Adel. Der Untergang Berns schien gewiß. Überall sang man das Spottlied: „Bist du von Bern, so duck' dich!“ Allein die Berner ließen den Mut nicht sinken. Sie erhielten Hilfe aus dem Oberland. Auch Solothurn blieb ihnen treu. Dann sandten sie Boten in die Waldstätte und baten um Zuzug. „Liebe Freunde,“ sagten die Männer in den Waldstätten; „nie spürt man den Freund mehr denn in der Not.“

## 72. Die Schlacht bei Laupen, 1339.

1. Im Frühjahr 1339 brach der Krieg los. Die Berner hatten erfahren, daß der erste Angriff Laupen gelte. Schnell sandten sie 600 Mann dorthin, unter Johann von Bubenberg, dem ältesten Sohne des Schultheißen. Die Feinde sammelten sich vor Laupen. Es waren ihrer erschrecklich viel. Weither, sogar aus dem Elsaß und aus Schwaben, waren die tüchtigsten Krieger angerückt, und das Gerücht ging, daß die österreichischen Landvögte im Aargau noch einen gewaltigen Zugzug bereit hielten. Die Belagerung Laupens begann; Tag und Nacht wurde gestürmt; Steinschleudermaschinen arbeiteten beständig. Es sollen an die 1200 Steine in die Stadt geschleudert worden sein. Auf alle Fälle sollte zuerst Laupen genommen werden. Die Feinde drohten: „Wir werden Stadt und Burg zerstören und alle Leute an Stricken aufhängen! Dann soll auch Bern fallen, jedes Haus zerstört und alt und jung getötet werden!“ Die Besatzung aber wehrte jeden Sturm ab.

2. In Bern wurde Kriegsrat gehalten. Man beschloß, dem Feinde gegen Laupen entgegenzuziehen. Zum Feldhauptmann wurde der Ritter Rudolf von Erlach gewählt. Das war ein tapferer, unerschrockener Mann. Er war Lehensmann des Grafen von Nidau, zugleich auch Bürger von Bern. Als der Krieg losbrach, bat er den Grafen, ihn zu entlassen, weil er nicht gegen die Stadt kämpfen wollte. Dieser antwortete geringschätzig: „Wohl kann ich von zweihundert Helmen und hundertvierzig Rittern einen Mann verlieren.“ Da entgegnete ihm Erlach: „Wahrlich, als ein Mann will ich mich zeigen!“ Mit diesen Worten ritt er nach Bern, wo man ihn hochehrent empfieng. Als die Wahl zum Feldhauptmann auf Erlach fiel, sprach er zu den versammelten Bürgern: „In sechs Schlachten habe ich gefochten, und jedesmal ist die größere Zahl von der kleinern überwunden worden. Den Feind fürchte ich auch jetzt nicht, aber euern Ungehorsam. Euer Feldhauptmann kann ich nicht sein, wenn ihr euch nicht eine strenge Kriegszucht gefallen lasset und mir volle Gewalt gebt über Leben und Tod; denn wisset, daß nur die

Ordnung zum Siege führt!“ Da hoben alle Krieger ihre Hände auf und schwuren, Erlach gehorsam zu sein mit Leib und Leben.

3. Um Mitternacht des 20. Juni gab Erlach den Befehl zum Abmarsch nach Laupen. Beim Mondschein zogen sie aus. Als ein getreuer Hirte seiner Herde zog auch der Leutpriester Theobald Baselwind mit, die Monstranz mit der Hostie vor sich hintragend. Die Berner hofften, durch den Laupenwald unbe- merkt an den Feind heranzukommen. Allein dieser hatte erfahren, daß sie heranrückten. Er ging ihnen daher durch den Laupenwald entgegen und nahm auf der Anhöhe eine gute Stellung ein. Links stand das Fußvolk, rechts die Reiterei. Mit Bangen sahen die anrückenden Berner das große, wohlgerüstete Heer. In aller Ruhe stellte Erlach seine Getreuen auf. Die Waldstätte baten, den Kampf gegen die Reiterei übernehmen zu dürfen. Auf beiden Seiten war man zum Kampfe gerüstet; doch mit dem Angriffe hielten beide Heere zurück. Die Berner veranstalteten einen Feldgottesdienst; die Feinde hingegen trieben allerlei Kurzweil. Einige ritten heran, höhnten die Berner und forderten sie zum Zweikampfe auf. So ging es bis gegen Abend. Um 4 Uhr geschah der Angriff. Von welcher Seite er eröffnet wurde, ist ungewiß. Erlach ließ die Schleuderer vortreten und Steine in die Feinde werfen. Sobald das getan war, traten sie wieder in die Schlachtordnung zurück. Diesen Rückzug hielten einige in den hintersten Reihen für Flucht. Erschreckt flohen sie in den nahen Forst. Verblüfft machten die mittleren Reihen den Hauptmann darauf aufmerksam. Doch Erlach ließ sich nicht entmutigen. „Um so besser!“ rief er; „jezt werden wir siegen; die Spreu ist vom Korn gestoben! Die Flüchtlinge sahen ihren Fehler ein, kehrten um und taten ihre Pflicht. Sie mußten sich aber noch lange den Spottnamen „Forster“ gefallen lassen. Nun stürzten sich die Berner mit unwiderstehlicher Wucht auf den Feind, stachen und schlugen so heftig, daß bald große Lücken entstanden. Erlach selbst sah man mit dem Banner den Seinen vorangehen. Die Feinde litten große Not. Scharenweise sanken sie nieder, die einen tot, die andern verwundet. In kurzer Zeit war das Fußvolk niedergemezelt oder in die Flucht gejagt. Der rechte Flügel der Berner

hatte seine Kriegsarbeit glücklich vollendet. Die Waldstätte aber hatten gegen die Reiterei einen schweren Stand. Gegen die langen Reiterspieße vermochten sie mit den kurzen Schlagwaffen nichts auszurichten. Schon standen sie in Gefahr, umzingelt und erdrückt zu werden. Da rief einer: O, biedere Berner, kehrt euch doch zu uns!“ Rasch eilten die Berner herbei und warfen sich mit Siegesmut auf den Feind. Dem wuchtigen Doppelangriff mußten die Herren weichen. Der Tag ging zu Ende: in anderthalb Stunden war der herrlichste Sieg errungen. Die Sonne sank und sandte ihre letzten Strahlen auf das graufige Schlachtfeld, das mit Tausenden von Erschlagenen und Verwundeten, mit Pferden, Waffen und Panzern überdeckt war. Die Niederlage des Adels war groß. Viele der vornehmsten Herren lagen tot auf dem Schlachtfelde. Am folgenden Tage zogen die Sieger fröhlich heim. Mit endlosem Jubel empfing man sie in Bern.

4. Der 10,000 Rittertag sollte für ewige Zeiten ein Festtag sein. Auch wurde beschloffen, daß jedes Jahr den armen Leuten auf diesen Tag eine Gabe zukommen solle. Großen Dank bezeugten die Sieger den Waldstätten für ihre treue Hilfe. Die Berner versprachen ihnen, daß sie ihre Freundschaft nie vergessen werden. Sie beteuerten den Eidgenossen, ihnen und ihren Nachkommen in jeder Not und Gefahr rasch und eifrig beistehen zu wollen. Der Sieg bei Laupen war nicht nur für Bern, sondern für das ganze Land sehr wichtig. Wenn Bern unterlegen wäre, so hätte Österreich seine Macht über die ganze Westschweiz ausgebreitet. Dann aber hätte auch für die junge Eidgenossenschaft in den Waldstätten bald die letzte Stunde schlagen können.

### 73. Bern im Bunde, 1353.

Die Feinde wagten keine Schlacht mehr gegen Bern. Dafür schnitten sie der Stadt die Zufuhr ab, besetzten alle Wege, die nach Bern führten, und wo Berner sich einzeln außerhalb der Stadtmauern blicken ließen, da wurden sie niedergemacht. Diese Not trieb die Berner zu neuen Waffentaten. So zogen sie unter Rudolf von Erlach nach Freiburg, lockten die Bürger aus der Stadt heraus und brachten ihnen eine vollständige Niederlage bei.

Endlich war man auf beiden Seiten des Krieges müde. Der Adel machte Friede mit den Bernern; auch mit Freiburg veröhnte man sich. Ja, so sehr war Berns Ruhm und Macht durch diesen Kampf gestiegen, daß jetzt die Herzoge von Osterreich selber seine Freundschaft suchten und mit ihm und Solothurn Bündnisse eingingen. So kam es, daß auch Berner im Heere der Ostreicher waren, als diese im Jahre 1351 Zürich belagerten. Aber sofort nach Beendigung jenes Krieges erneuerte Bern die alte Freundschaft mit den Waldstätten und schloß am 6. März 1353 mit ihnen einen Bund auf ewige Zeiten. Nun zählte die Eidgenossenschaft acht Orte.

## Der Sempacherkrieg.

### 74. Die Ursachen des Krieges.

1. Es kam abermals zu einem großen Krieg. Den Herzogen von Osterreich waren vor allem die eidgenössischen Bünde ein Dorn im Auge. Dann konnten sie den Verlust von Zug und Glarus nicht verwinden. Der größte Groll kehrte sich aber diesmal gegen die Stadt Luzern. Sie hatte österreichische Orte und Landschaften in das Bürgerrecht aufgenommen, so das Städtchen Sempach und das Amt Entlebuch. Diese waren für Osterreich so gut wie verloren. Zudem war es eine Verletzung des Friedens, den die Eidgenossen mit Osterreich abgeschlossen hatten. In diesem Frieden war ausgemacht worden, daß die Eidgenossen keine österreichischen Städte und Gebiete mehr in ihren Bund aufnehmen sollten. Solche Dinge konnten sich die Herzoge nicht ungestraft bieten lassen. So konnten ihnen ja von den Eidgenossen eine Stadt und eine Burg nach der andern weggenommen werden.

2. Aber auch die Eidgenossen hatten Grund zu mancherlei Klagen. Leopold ließ mehrere Burgen und Festungen, an der Grenze gegen die Eidgenossen, vergrößern und verstärken, so Rapperswil gegen Zürich, Brugg im Aargau gegen Zug, Weesen gegen Glarus, Rotenburg gegen Luzern. In diese festen Plätze legte er starke Besatzungen. Die Eidgenossen sahen das

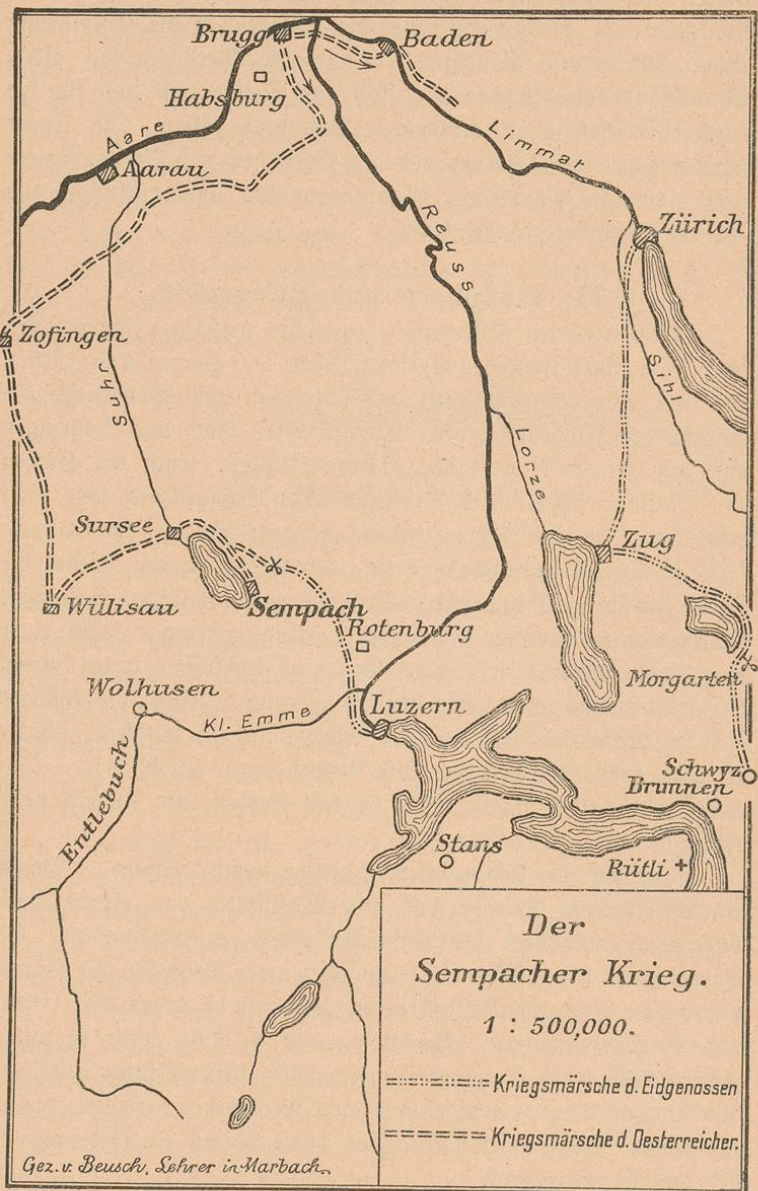
ungern und fragten sich mißtrauisch: „Was führt der Herzog im Schilde?“ — Noch mehr reizte die Eidgenossen die Einführung neuer Zölle und Weggelder und die Verdoppelung alter. So war für die Zürcher der Zoll von Rapperswil und für die Luzerner derjenige zu Rotenburg besonders lästig. Im Zorne darüber zogen die Luzerner vor das Städtchen und Schloß Rotenburg und zerstörten beide. Damit war der äußere Anstoß zum Losbruch des Krieges gegeben.

## 75. Rüstungen und Kriegsplan.

1. Der Krieg Oesterreichs gegen die verhassten Eidgenossen fand beim Adel freudigen Anklang. Über 160 Herren und Fürsten aus dem Aargau, Thurgau, aus Oesterreich und Süddeutschland sandten den Eidgenossen ihre Absagebriefe. Auch aus Lothringen und den fernen Niederlanden kamen Zuzüge; sogar der Herzog von Mailand schickte 200 Verittene. Der Sammelplatz war nicht mehr Zug, wie im Morgartenkrieg, sondern Brugg im Aargau.

2. Die Eidgenossen meinten, der Herzog werde wieder die Stadt Zürich zuerst angreifen. Deshalb zogen die Urner, Schwyzer, Unterwaldner, Luzerner und Zuger dorthin. Herzog Leopold hatte aber einen andern Kriegsplan. Er hatte beschloffen, gegen Luzern vorzurücken und nicht mit der Belagerung Zürichs die kostbare Zeit zu verlieren. Um aber die Eidgenossen zu täuschen, schickte er eine größere Abtheilung über Baden gegen Zürich vor. Dadurch sollten diese im Glauben bestärkt werden, der Angriff gelte Zürich.

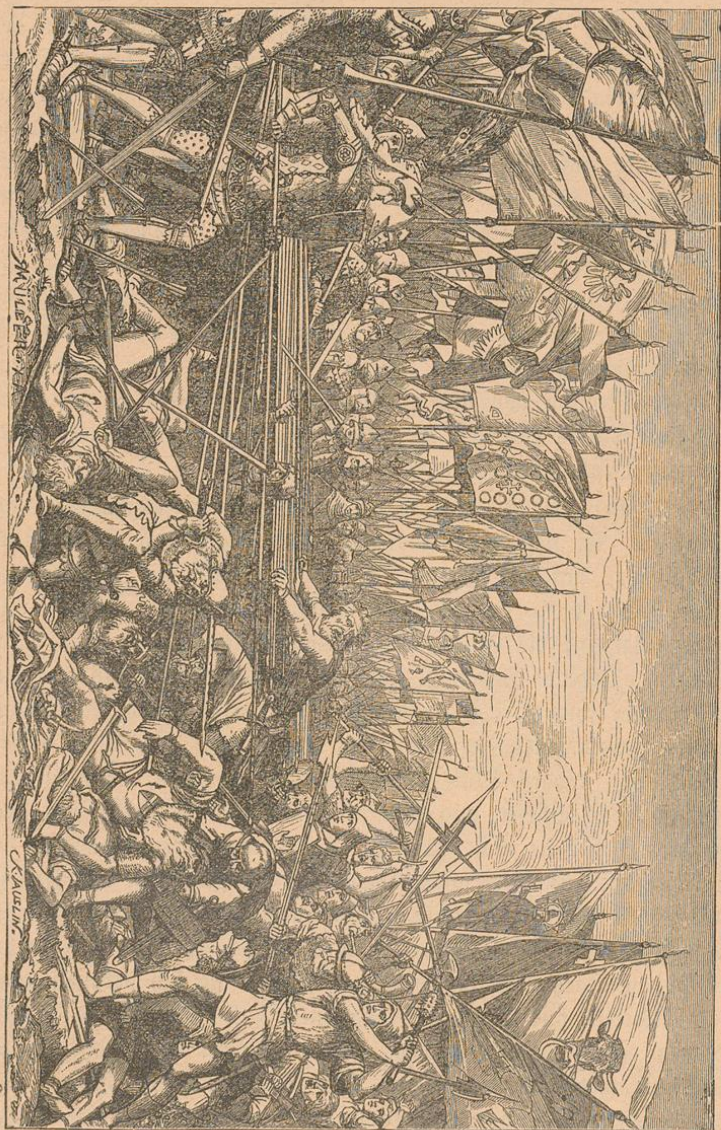
3. Aber die Eidgenossen erhielten rasche Kunde. Sofort marschierten die Krieger der vier Waldstätte von Zürich nach Luzern ab, um dem österreichischen Heere zuvorzukommen. Es waren ihrer 1600 Mann. Inzwischen war Leopold mit seinem Heere von Brugg nach Bosingen und von da gegen Willisau und Sursee gezogen. Sonntags, den 8. Juli, hatte er unter Trommelschall und Trompetenklang daselbst seinen Einzug gehalten. Am andern Tage gedachte er, nach Sempach zu ziehen, dieses für seinen Abfall zu züchtigen und dann Luzern zu überrumpeln. Es kam jedoch anders.



## 76. Die Schlacht, 1386.

1. Ein wolkenloser Himmel lachte hernieder. In der Morgenfrühe des 9. Juli brach Herzog Leopold mit seinem Heere gegen Luzern auf. Voran ritten die Edeln, etwa 2000 an der Zahl; ihnen folgte das Fußvolk. Bald erschien eine Abteilung Österreicher vor den Mauern Sempachs und trieb dort allerlei Mutwillen. So habe ein Ritter einen Strick in die Höhe gehalten und an den Stadtmauern hinaufgerufen: „Das ist ein Geschenk für euern Schultheißen. Ehe es Abend wird, sollt ihre alle hangen!“ Auch mähten sie vor der Stadt das unreife Korn ab und riefen den Sempachern zu: „Bringet doch den Mähdern das Morgenessen und den Lohn heraus!“ Die Sempacher erwiderten: „Unsere Freunde von Luzern und ihre Eidgenossen werden euch bald mit Gottes Hilfe ein Morgenessen anrichten, bei dem mancher den Löffel fallen lassen wird!“

2. Der Gewalthausen der Österreicher kam jedoch nicht vor Sempach. Er ließ das Städtchen rechts liegen und rückte östlich davon vor, auf der Straße, die über Rotenburg nach Luzern führt. Wie er so auf der Höhe dahinzog, stieß er plötzlich und unvermutet auf die Eidgenossen. Diese lagerten etwa eine halbe Stunde oberhalb Sempach, im sogenannten Meierholz. Die Österreicher sowohl, als die Eidgenossen, waren durch das unvermutete Zusammentreffen überrascht. Namentlich die Ritter hätten lieber einen andern Platz für den Kampf gewählt; denn die abschüssige, von Bächen und Runsen durchschnittene Halde vor dem Wald war für sie nicht günstig. Trotzdem wollten die Edeln die Ankunft des Fußvolkes nicht abwarten. Sie glaubten, das Hirtenvolk schnell und allein bestiegen zu können. Da von einem Kampfe zu Pferde nicht die Rede sein konnte, stiegen sie ab und ordneten sich zur Schlacht. Dicht gedrängt, stellten sie sich nebeneinander und bildeten mit ihren vorgehaltenen, fast fünf Meter langen Lanzen eine undurchdringliche, eiserne Mauer. Auch die Eidgenossen machten sich kampfbereit. Sie stellten sich im „Spitz“ oder Keil auf, so daß drei tapfere Krieger zuvorderst, hinter diesen fünf, dann sieben u. s. w. standen. Den rechten Flügel hatten die



Luzerner, den linken die Unterwaldner, die Mitte die Urner und Schwyzer inne.

3. Gegen Mittag eröffneten die Österreicher den Kampf. Noch flehten die Eidgenossen im Gebete Gott um Beistand an; dann stießen die beiden Heere mit lautem Geschrei aufeinander. Ein heißer Kampf entspann sich unter den brennenden Strahlen der Julisonne. Die Eidgenossen versuchten, die tiefen und breiten Schlachthaufen der Ritter zu durchdringen. Doch umsonst; ehe sie mit ihren kurzen Schlagwaffen den Feind auch nur erreichten, wurden sie von seinen Speißen durchbohrt. Da rief Antoni Zurport: „Schlagt auf die Speiße; sie sind hohl!“ Es geschah. Doch die wenigen, die zersplittert worden, wurden sofort durch neue aus den hintern Reihen ersetzt. Schon lagen sechzig Eidgenossen in ihrem Blute; schon war der Anführer der Luzerner, Alt-Schultheiß Petermann von Gundoldingen, tödlich verwundet niedergesunken, aber noch kein Feind gefallen. Unaufhaltsam sahen sich die Eidgenossen von den Feinden zurückgedrängt; die Schlacht schien verloren zu sein.

4. Da sprang Arnold Winkelried, ein Unterwaldner, hervor und rief: „Eidgenossen, ich will euch eine Gasse machen; forget für mein Weib und meine Kinder!“ Mit diesen Worten stürzte er gegen den Speerwald der Österreicher, umfaßte mit seinen Armen soviel Speiße, als er konnte, und drückte sie im Falle zu Boden. Wie ein Waldstrom brachen jetzt die Eidgenossen durch die entstandene Lücke in die Reihen der Feinde und hieben mit ihren kurzen, kräftigen Schlagwaffen „greulich“ auf die Herren los. Diese konnten die langen Speere nicht mehr gebrauchen; auch die schweren Rüstungen waren ihnen jetzt lästig, und zum Ablegen derselben fanden sie keine Zeit. So erstickten bei der großen Hitze viele Herren; man fand sie nach der Schlacht tot in ihren Panzern.

5. Schon fiel das Banner von Österreich. Zusammenbrechend rief sein Träger um Hilfe: „Rette Österreich, rette!“ Auf diesen Notschrei stieg Herzog Leopold selbst vom Pferde. Umsonst bat man ihn, sein Leben zu schonen. Er sprach: „Ich will mit den Meinen siegen oder sterben. Besser ein Tod in Ehren, als

ein Leben in Schande!“ Dann stürmte er mitten ins Schlachtgetümmel; aber auch er brachte keine Rettung. Der Kampf tobte noch einige Zeit. — Da fielen der Herzog und mit ihm die tapfersten Ritter. In großer Angst und Not riefen die noch übrigen Herren nach den Pferden. Vergeblich! Als die Knechte die Niederlage ihrer Herren sahen, schwangen sie sich auf die Rosse und sprengten davon. Wie die Eidgenossen dies bemerkten, bekamen sie noch mehr Mut. „Seht, seht, sie fliehen alle dahinten!“ riefen sie freudig und stürmten nun erst recht drauf und dran. Dem Fußvolke, welches das Gefecht wieder herzustellen suchte, brachten sie schwere Verluste bei. Als dann auch dieses die Flucht ergriff, war die Niederlage der Österreicher besiegelt.

6. Diese war eine furchtbare. Die Eidgenossen kannten keine Schonung gegen verwundete und gefangene Feinde. Zweitausend Mann lagen auf der Walfstatt, darunter viele hundert Grafen, Freiherren und Edle. Die Schultheißen von Zofingen, Narau, Lenzburg, Rheinfelden waren ebenfalls unter den Gefallenen. Nikolaus Thut von Zofingen machte sich seinen Mitbürgern unvergeßlich. Als er die Eidgenossen auf sich eindringen sah, riß er die Fahne von der Stange herunter und stopfte sie in den Mund. So empfing er den Todesstoß. Seine Mitbürger fanden das Fahnentuch, als sie ihn begruben.

Die Sieger dankten Gott, daß er sie so wunderbar aus großer Not errettet hatte. Noch drei Tage blieben sie auf der Walfstatt, pflegten ihre Verwundeten und begruben dann unter Schmerz und Leid die gefallenen Bundesbrüder. Sie hatten etwa 120 Mann verloren. Die Leichen des Herzogs und seiner Ritter wurden zu Königfelden bestattet. Den größten Teil der erschlagenen Feinde aber legte man auf dem Schlachtfelde in eine Grube, wo ihre Gebeine heute noch ruhen. — Der Sieg bei Sempach war für die Eidgenossen von der größten Bedeutung. Was der Bund von 1291 und der Sieg bei Morgarten begonnen, das war durch die Schlacht bei Sempach vollendet. Die Macht Österreichs diesseits des Rheins wurde an diesem einen Tag tief erschüttert.

## 77. Der böse Friede.

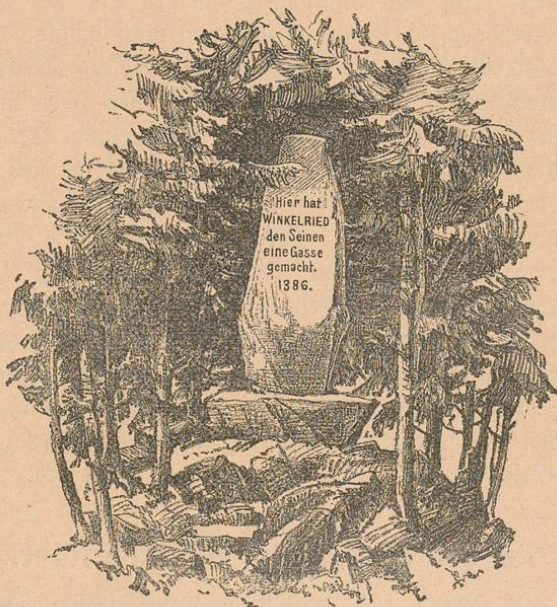
1. Trotz der furchtbaren Niederlage bei Sempach dachte Österreich nicht an Frieden. Der Sohn des erschlagenen Herzogs, Leopold IV., traf neue Rüstungen, um den Tod des Vaters zu rächen. Aber auch die Eidgenossen waren nicht müßig. Sie zogen mit den Glarnern vor das Städtchen Weesen. Dieses gehörte den Österreichern. Das war den Eidgenossen schon lange nicht recht; denn es war das Einfallstor ins Glarnerland. Die Weesener ließen es nicht zur Erstürmung des Städtchens kommen, sondern öffneten den Eidgenossen die Tore und schwuren Treue. Diese setzten nun einen Vogt über Weesen, der in ihrem Namen die Stadt verwaltete. Auch eine eidgenössische Besatzung blieb dort.

2. Endlich kam es zu einem Waffenstillstand, vorläufig für ein Jahr. Dann wurde er noch einmal um ein Jahr verlängert. Schon daraus konnte man ersehen, daß man keinen ernsthaften Frieden wollte. Auf beiden Seiten mußte man, daß es bald wieder zum Kriege kommen werde. Darum hieß dieser Waffenstillstand beim Volke auch nur „der böse Friede“.

## 78. Die Sempacher Schlachtfeier.

1. Die Sieger von Sempach, deren Söhne, Enkel und Urenkel, ja alle Geschlechter bis auf den heutigen Tag, haben sich für den herrlichen Sieg stets dankbar erwiesen. Ein Jahr nach der Schlacht wurde an der Stelle, wo Herzog Leopold gefallen war, eine Kapelle erbaut. Das Innere derselben ist ganz übermalt. Auf der einen Seite prangen die Wappenschilder der erschlagenen Ritter nebst ihren Namen, sowie die Namen der gefallenen Eidgenossen; die andere Seite ziert ein Bild der Schlacht. Über dem Gewölbe oder Bogen des Chores sieht man in betender Stellung den Herzog Leopold von Österreich auf der einen, und den Schultheissen von Gundoldingen auf der andern Seite. Über der grössern Kirchenpforte ist Arnold Winkelried dargestellt. Im Chor sind die eroberten Banner gemalt, zwanzig an der Zahl. An einer andern Stelle, die

niemand unbeachtet lässt, errichtete man eine Granitsäule mit der Inschrift: „Hier hat Winkelried den Seinen eine Gasse gemacht. 1386.“



2. Am ersten Montag nach St. Ulrich (im Juli) wird auf dem Schlachtfelde alljährlich eine Gedenkfeier gehalten. Tausende strömen von allen Seiten herbei und sammeln sich in Sempach. Von da begibt sich der Festzug unter dem Geläute aller Glocken auf die Höhe. Beim Winkelriedstein hält ein Abgeordneter der Regierung des Kantons Luzern eine Rede. Er spricht von den Grosstaten der Väter und muntert zur Nachahmung auf. Hierauf verliest ein Priester vor der Kapelle eine alte Darstellung der Schlacht, dazu die Namen der auf beiden Seiten Gefallenen. Dann fordert er zum Gebet auf mit den Worten: „Lasst uns um Gottes willen eingedenk sein aller derjenigen, die auf dieser Walstatt, sowohl auf unserer als auf der österreichischen Seite, geblieben und umgekommen sind, deren

Jahrestag und Gedächtnis heute gehalten wird.“ Darauf folgt eine Predigt, und mit einer Totenmesse wird die Festfeier geschlossen. — Nach Vollendung des Gottesdienstes verläuft sich allmählich die Volksmenge. Die einen gehen sofort heim, andere hinunter ins Städtchen, viele in geordnetem Zug, voran die Stadtmusik von Luzern, die anwesenden Vereine mit wallenden Fahnen. Dort besteht für die Nachmittagsfeier eine besondere, schön geschmückte Festhütte.

3. Im Jahre 1886, am fünfhundertsten Jahrestage der Schlacht, versammelten sich Abgeordnete der schweizerischen Bundesversammlung, des Bundesrates, der Regierungen aller Kantone und ungezähltes Volk aus allen Teilen unseres Vaterlandes, um die Heldentaten unserer Väter zu feiern. Bei dieser Erinnerungsfeier wurden im ganzen Schweizerlande Sammlungen veranstaltet, zur Äufnung der Winkelried-Stiftung. Daran beteiligten sich auch die Schüler der Schweiz mit kleinen Beiträgen. Aus der Winkelriedstiftung sollen bedürftige Hinterbliebene solcher Soldaten unterstützt werden, die im Dienste des Vaterlandes fallen.

## Der Wäfflerkrieg.

### 79. Die Mordnacht von Weesen, 1388.

1. Kaum war der „böse Frieden“ abgelaufen, so machten die Bürger von Weesen einen Anschlag, um ihre Stadt wieder an Österreich zu bringen. Warum? Österreich hatte Weesen ausnahmsweise gut behandelt, ja geradezu bevorzugt. Daher die Anhänglichkeit der Weesener an die österreichische Herrschaft. Sie trafen ihre Verabredungen mit dem österreichischen Vogt Arnold Bruchi, der auf der Feste Unter-Windegg im Gasterlande wohnte. Dann nahmen sie heimlich österreichische Krieger in die Stadt auf und hielten sie in ihren Häusern verborgen.

2. Über alles suchten sie die Glarner noch zu täuschen. Sie sandten vier angefehene Bürger nach Glarus mit der Bitte, sie möchten doch auf ihre Stadt recht achten; denn die Bürger von Amden und der österreichische Vogt Bruchi seien gar gefährliche Nachbarn. Die Glarner sandten 50 Mann nach Weesen, um die Besatzung zu verstärken. Noch mehr! Am Tage vor St. Mathias ließ der eidgenössische Vogt von Weesen alle Bürger der Stadt versammeln und sagte zu ihnen, er habe gehört, daß Bruchi Weesen überfallen wolle; allein die Eidgenossen würden bald kommen, die Burg Windegg erobern und sich den lästigen und gefährlichen Nachbar vom Halse schaffen. Die Bürger von Weesen taten, als wären sie durch diese Nachricht sehr erfreut. Sie versprachen, mit aller Treue zu Glarus und den Eidgenossen zu halten. Der eidgenössische Vogt und die Besatzung ahnten nichts Böses.

3. In der darauf folgenden Nacht aber kam Graf Hans von Werdenberg mit seinen Leuten den See herunter. Das Gaster herauf kam auserlesene Mannschaft von Uznach, Rapperswil, Winterthur und aus dem Toggenburg. Auf ein gegebenes Zeichen wurden sodann die glarnerischen Torwächter niedergemacht, die Tore geöffnet, und das Kriegsvolk drang in das Städtchen ein. Die Eidgenossen wurden im Schlafe überfallen und 34 Mann getötet, 29 Glarner und 5 Urner; die übrigen waren entkommen, indem sie rechtzeitig erwachten und über die Stadtmauer sprangen. Auf ihrer Flucht begegneten sie dem Zuzug aus Glarus, der nach Amden ziehen sollte. Ihnen war im Städtchen der Lärm und das Hin- und Herhuschen der Lichter aufgefallen; und nun vernahmen sie aus dem Munde der Entronnenen das schreckliche Ende ihrer Brüder, und daß Weesen wieder an Osterreich übergegangen sei. Betrübt und entrüstet über die ruchlose That der Weesener, kehrten sie bis vor die Lege bei Näfels zurück, um ihr Land gegen einen feindlichen Überfall zu schützen.

## 80. Rüstungen und Unterhandlungen.

1. Diese Vorgänge waren für die Glarner ein Fingerzeig, daß der nächste Schlag Osterreichs gegen sie gerichtet sei. Es war besonders schlimm, daß das Einfallstor in den Händen des

Feindes war, und sie forderten daher unmittelbar nach der Mordnacht die Eidgenossen auf, ihnen zu helfen, die Österreicher wieder aus Weesen zu vertreiben. Auf ihren Hilferuf sammelten sich auch die eidgenössischen Zuzüge aus Uri, Schwyz, Unterwalden und Zürich bei Pfäffikon; aber als die Hauptleute zum Kriegsrat zusammentraten, fanden sie es nicht angezeigt, zu einer längeren Belagerung zu schreiten; die Truppen zogen wieder heim.

2. Was die Glarner befürchtet hatten, trat ein; Weesen wurde der Sammelpunkt für das österreichische Heer, das in Glarus einfallen sollte. Aus Gaster, Rapperswil, Sargans, Werdenberg, Thurgau, aus dem Toggenburg, von Feldkirch und Bregenz stellten sich im Februar 1388 6000 Mann ein. Den Glarnern wurde es bange; denn sie hatten nur 800 Mann aufgebracht. Von den Eidgenossen im Stich gelassen, suchten sie mit Österreich zu unterhandeln. Aber diese wollten keinen Vergleich, und die Hauptleute stellten Forderungen, die alles Maß überschritten. Die Glarner sollten mit Land und Leuten, mit Leib und Gut sich wieder an Österreich ergeben und auf alle ihre Rechte und Freiheiten verzichten. Zu den bisher getragenen Lasten und Steuern sollten sie noch neue auf sich nehmen und dem Bunde mit den Eidgenossen für alle und ewige Zeiten entsagen.

3. Am 29. März traten die Glarner zu einer Landsgemeinde zusammen und verhandelten über die harten Bedingungen. Sie konnten diese nicht annehmen. Lieber wollten sie, im Vertrauen auf Gott und ihr gutes Recht, den ungleichen Kampf wagen, als sich so unter das österreichische Joch beugen: „Lieber den Tod, als in der Knechtschaft leben!“ In ihrer Not hatten die Glarner sich nochmals um Hilfe umgesehen und nochmals Botschaft nach Uri und Schwyz gesandt, man solle sie doch um Gottes willen nicht verlassen.

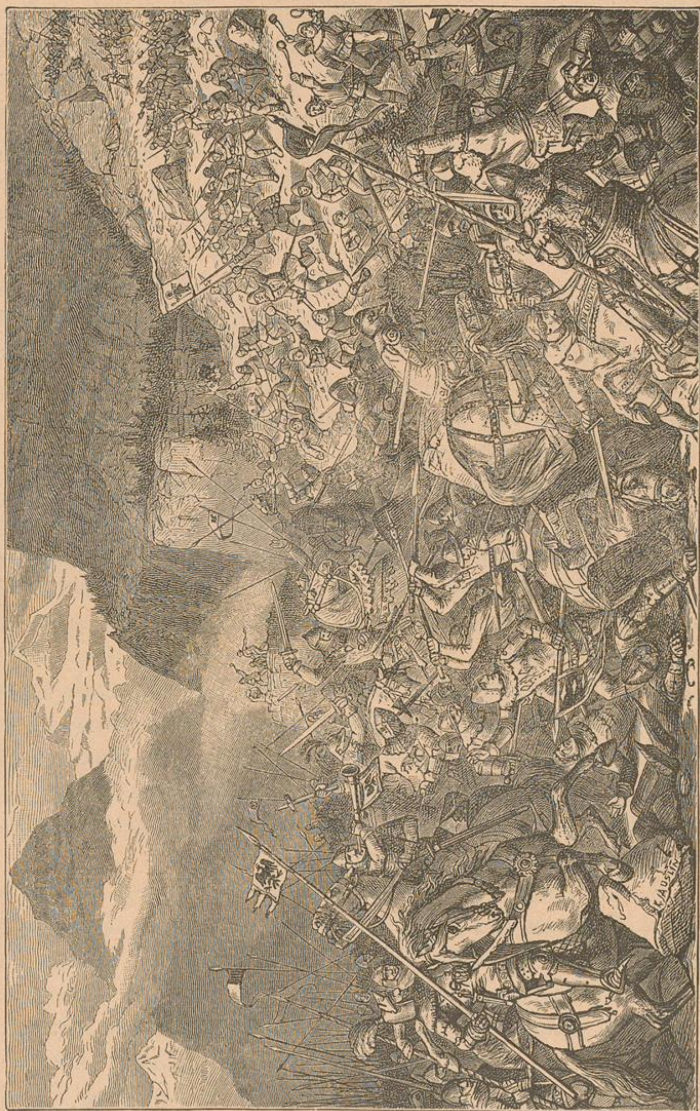
## 81. Die Schlacht bei Näfels, 1388.

1. Am 9. April kam die Entscheidung. Am Morgen früh brach die österreichische Hauptmacht, unter Führung des Grafen Donat von Toggenburg, von Weesen auf. Wie die Wachen an der „Leze“ bei Näfels dies bemerkten, wurde im ganzen Lande

Sturm geläutet, damit alle Männer herbeieilten. Aus der Nähe waren sie bald da; aber für die Landleute aus den hintern Thalschaften war es unmöglich, schnell genug an die Mauer zu kommen. Nur 200 Mann standen zur Abwehr da, und doch hätte die ganze Strecke zur Verteidigung wenigstens 1000 Mann nötig gehabt. Der Kampf begann. Die kleine Schar der Glarner wehrte sich tapfer; doch sie war der Übermacht nicht gewachsen. Bald hatte diese an einzelnen Stellen den Durchbruch erkämpft. Die feindlichen Scharen drangen ins Land ein und glaubten, der Sieg sei schon errungen. Deshalb liefen die einen da, die andern dort hinaus, um zu rauben und zu plündern. Schon waren bei 1000 Stück Vieh zusammengetrieben und Karren und Wagen bereitgestellt, um geraubte Hausgeräte, auch Käse und andere Lebensmittel wegzuführen. Näfels wurde von den Feinden in Brand gesteckt. Die wehrlosen Leute flohen in die Alpen hinauf.

2. Unterdessen aber sammelten sich die Glarner auf dem Rautifelde, an einer Steinalde oberhalb Näfels. Dort schwang Ambühl das Banner. Wer es sah, eilte hin. Jeder Mann, der neu hinzukam, mehrte den Mut des kleinen Häufleins. Als die Oesterreicher das merkten, sammelten auch sie sich. Sie zogen an die Berghalde hin, voraus die Reiterei, hinter ihr das Fußvolk. Doch ein übler Empfang wurde ihnen zu teil. Die Glarner warfen einen ganzen Hagel von Steinen auf den Feind hinunter. Wie am Morgarten, so entstand auch hier eine furchtbare Verwirrung. Die Pferde erschrakten, wurden scheu und bäumten sich hoch auf. Die Ritter wurden zu einem Knäuel zusammengedrängt. Sie wollten sich in die Ebene zurückziehen, um dort den Kampf zu führen. Das Fußvolk sollte zurückweichen. Dieses meinte, es gelte zur Flucht. Die Glarner ließen den Oesterreichern auch keine Zeit, sich zu ordnen, sondern stürmten immer auf sie ein. Die Verwirrung wurde noch erhöht durch einen Schneesturm.

3. In der Ebene kam das Gefecht eine Zeitlang zum Stehen. Aermals verfinsterten Nebel und Schneegestöber den Himmel, und im gleichen Augenblick eilten mit lautem Kriegsgeschrei 30 Schwyzer daher, die über die schneebedeckten Berge gekommen waren, ihren



Nachbarn zu helfen. Da meinten die Österreicher, es komme die Vorhut eines eidgenössischen Gewaltthaufens. Darob entsank ihnen der Mut, und sie wandten sich zur Flucht. Nur hie und da versuchten noch vereinzelt, zu widerstehen, so die Rapperswiler, von denen 28 auf demselben Grundstück gefallen sind. Die Brücke über die Linth war für die Fliehenden zu schmal. Manche wurden im Gedränge in den Fluß hinuntergestoßen; andere fielen den Glarnern in die Hände. So sollen noch 40 Bürger von Frauenfeld hier ihren Tod gefunden haben. Noch größer wurde die Niederlage an der Maag. Die Fliehenden stürzten sich auf die Brücke, und es drängte sich auf derselben eine solche Menge zusammen, daß diese die Last nicht zu tragen vermochte. Sie brach ein, und alles fiel ins Wasser. Da die meisten Krieger schwer gerüstet waren, sanken sie unter; einer klammerte sich an den andern und zog die Genossen in die Tiefe.

4. Glücklicher waren jene, die, statt nach Weesen zu fliehen, sich über Wilten der March zuwandten. Auf diesem Wege sollen auch jene entkommen sein, die bereits bis Retfall und Glarus hinaufgezogen waren, um dort zu plündern. Diesen wurde allmählich bange, als sie niemand nachkommen sahen. Sie zogen sich gegen Näfels zurück. Da sahen sie die vielen Toten. Dann ließen sie ihren Raub zurück und machten sich schleunigst davon.

5. Während dieses bei Näfels geschah, rückte Graf Hans von Werdenberg mit 1500 Mann über den Kerenzerberg. Als er aber vor Beglingen kam und sah, was bei Näfels vorging, kehrte er eilends um und floh mit seiner Schar in wilder Hast, obschon ihn niemand verfolgte.

6. So waren die Österreicher vollständig besiegt. Nachdem nun das Thal von den Feinden geräumt war, zogen die Glarner nach Näfels zurück. Wie sie vor der Schlacht den Allmächtigen um Beistand gebeten, so dankten sie jetzt für den errungenen Sieg. Nicht weniger als 1700 Mann hatten die Feinde verloren; Graf Donat von Toggenburg verlor sein Fähnlein und 400 seiner besten Leute. Die Glarner dagegen hatten bloß 54 Gefallene. Die Sieger eroberten 1200 Harnische und 13 Hauptbanner, sowie zahlreiche Kleinodien und Kostbarkeiten; auch ge-

wannen sie viele köstliche Pferde. Im Jahre 1389 beschloffen die Glarner auf einer Landesgemeinde, für ewige Zeiten am ersten Donnerstag im April eine Wallfahrt nach Näfels zu machen und da zu gehen die Wege und Stege, wo die Not gewesen. Die „Näfelsfahrt“ wird seither alljährlich mit großer Feierlichkeit begangen.

## 82. Die Folgen des Sieges.

Der Sieg bei Näfels war die Bluttaufe der Glarner Freiheit. Jetzt ließen die Österreicher von Glarus ab. Als einige Tage nach der Schlacht die eidgenössischen Hilfsvölker erschienen, um das verräterische Weesen zu züchtigen, steckten die Österreicher das Städtchen selber in Brand, um es nicht den Eidgenossen in die Hände fallen zu lassen. Dafür belagerte das eidgenössische Heer das feste Rapperswil drei Wochen lang, aber ohne Erfolg. Nachdem man sich gegenseitig durch verheerende Streifzüge noch manchen Schaden zugefügt hatte, schloß Österreich mit den Eidgenossen Frieden, erst auf sieben, dann auf zwanzig und zuletzt gar auf fünfzig Jahre. Und in diesem Frieden überließ es den Eidgenossen nicht nur ihre Eroberungen, sondern gab auch seine Rechte über Luzern, Zug und Glarus auf. So war der Sieg bei Näfels nicht nur dem Lande Glarus, sondern der ganzen Eidgenossenschaft zustatten gekommen. Siegreich und weithin gefürchtet waren die acht Orte aus dem langen Ringkampf mit Österreich hervorgegangen. Sie anerkannten keinen Herrn mehr über sich, als nur den Kaiser.

## Bestand der achtörtigen Eidgenossenschaft.

### 83. Das Gebiet der acht Orte.

1. Die schweizerische Eidgenossenschaft war nach dem Sempacher- und Näfelskrieg fast dreimal so gross als zur Zeit ihrer Gründung. Sie bestand jetzt aus acht Orten, drei Städten — Zürich, Bern, Luzern — und fünf

Ländern — Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus.

Die Länderorte hatten von Anfang an so ziemlich die gleiche Ausdehnung wie heute. Die Städte dagegen waren bei ihrem Eintritt in den Bund noch nicht über ihr Weichbild hinausgekommen. Im Verlaufe eines halben Jahrhunderts aber hatten sie durch Kauf oder Eroberung von benachbarten Herrschaften grosse Gebiete erworben.

2. Aber diese erworbenen Landschaften waren mit den Städten nicht gleichen Rechtes, sondern sie wurden als Untertanenländer betrachtet. Das kommt uns heute seltsam vor, wo alle Bürger des Landes, der Arme wie der Reiche, der Tagelöhner wie der Landammann, vor dem Gesetze gleich sind; damals aber wusste man von nichts anderem. An eine Gleichberechtigung dachte man so wenig, als es heutzutage jemand einfällt, beim Tode eines Familienvaters auch die Dienstboten als Erben zu betrachten. — Die Länderkantone hätten, wenn es möglich gewesen wäre, ihren Besitz wohl auch ausgedehnt; allein sie konnten dies nicht; denn ihre Gebiete waren eingeeignet durch die Berge oder durch das Gebiet der Städte.

3. Was war noch österreichisch geblieben? Österreich besass immer noch grosse und schöne Gebiete, den Aargau, Thurgau, die Grafschaft Kiburg, die Städte Schaffhausen, Winterthur und Rapperswil, die Stadt und Herrschaft Freiburg.

## 84. Wie die acht Orte untereinander verbunden waren.

1. Heute sind alle 22 Kantone unseres Vaterlandes durch die Bundesverfassung zu einem festen Ganzen, zu einem Bundesstaate verbunden. Alle Kantone haben dieselben Rechte, aber auch dieselben Pflichten! Wenn heute ein Feind unsern Heimatkanton angreifen würde, so wären alle übrigen verpflichtet, ohne weiteres zu unserer Hilfe herbeizueilen.

2. Bei den VIII Orten war es nicht so. Diese waren nur lose miteinander verbunden und bildeten keinen festen Bundesstaat, sondern nur einen lockern Staatenbund. Ihre Bündnisse waren nur zum Schutz und Trutz gegen Angriffe von aussen geschlossen, und selbst in solchen Fällen eilten nicht immer alle Orte herbei. Die Berner z. B. kamen im Sempacherkriege den Waldstätten nicht zu Hilfe, und die Glarner mussten sich bei Näfels allein der Österreicher erwehren.

3. Aber auch von einer Gleichberechtigung der Bundesglieder war keine Rede; die Rechte der einzelnen Bünde waren sehr ungleich. Im Zürichbund z. B. wurden der Reichsstadt Zürich grosse Vorrechte eingeräumt. Sie durfte sich nach aussen verbünden, mit wem sie wollte; und die Waldstätte waren verpflichtet, ihr auf den ersten Hilferuf beizuspringen, während sie diesen erst zu Hilfe kommen musste, wenn sie sich von der Notwendigkeit derselben überzeugt hatte. Bern war nicht einmal mit allen Orten verbunden, sondern nur mit den drei Waldstätten.

4. Zu den innern Angelegenheiten eines Ortes hatten die andern gar nichts zu sagen; da regierte jeder sich selbst. Es gab keine gemeinsame Verfassung und keine Bundesregierung. Wenn die Eidgenossen gemeinsame Angelegenheiten zu beraten hatten, so sandte jeder Ort seine „Boten“ zu einer Zusammenkunft oder „Tagsatzung“; das war alles. Aber alle Orte waren von demselben Freiheitsstreben erfüllt und hatten gegen den gleichen Feind um ihre Freiheit zu kämpfen. Dieser gemeinsame Kampf gegen Österreich hatte sie besser gelehrt, treu zusammenzuhalten, als Verfassung und Gesetze es hätten tun können.

## 85. Kriegs- und Rechtsordnung.

1. Nach dem Sempacherkrieg sind die Eidgenossen aber doch dazu gekommen, ein gemeinsames Bundesgesetz zu erlassen. Bei verschiedenen Kämpfen hatten sich viele

Krieger zu früh vom Heere entfernt und sich auf das Plündern verlegt. Dadurch war es manchem Feinde gelungen, sich zu retten; ja, mehrmals war durch solche Unordnung der Sieg gefährdet worden. Das veranlasste nun die Tagsatzung, eine gemeinsame *Kriegsordnung* aufzusetzen, den sogenannten *Sempacherbrief*. Seine wichtigsten Bestimmungen sind folgende:

Im Kriege soll jeder unter demjenigen Banner verbleiben und kämpfen, unter dem er ausgezogen ist. Wer im Kampfe flieht oder der Plünderung wegen in ein Haus eindringt, soll verurteilt und bestraft werden. Selbst solche, die in der Schlacht verwundet werden und nicht mehr kämpfen können, dürfen die Walstatt nicht verlassen. Jedermann ist verpflichtet, den Feind solange als möglich zu schädigen. Vor Beendigung des Kampfes und gänzlicher Beseitigung der Gefahr darf kein Eidgenosse seine Abteilung verlassen. Geplündert darf erst werden, wenn die Hauptleute es erlauben. Die Beute soll diesen eingehändigt und unter alle Krieger gleichmässig verteilt werden. Kapellen, Kirchen und Klöster dürfen nicht überfallen, beschädigt und beraubt werden. Wenn sich Feinde darin befinden, sollen sie daraus vertrieben werden. Frauen, Greise und Kinder zu misshandeln, ist streng verboten. Keine Stadt und kein Land darf eigenmächtig und mutwillig einen Krieg anfangen.

2. Zwanzig Jahre vor dieser *Kriegsordnung* hatten die Eidgenossen auch eine *Rechtsordnung* vereinbart, wodurch sie für Ordnung und Recht in ihrem Gebiete sorgten. Nach dieser *Rechtsordnung* durfte niemand, er sei geistlich oder weltlich, ein fremdes Gericht anrufen. Alle Selbsthilfe und jede Fehde in eigener Sache war bei Strafe an Leib und Gut verboten; alle Strassen von der „stiebenden Brücke“ am Gotthard bis Zürich wurden unter eidgenössischen Schutz und Schirm genommen, damit jedermann, fremd oder einheimisch, auf denselben mit Leib und Gut sicher wandeln könne.

## 86. Sitten und Gebräuche.

1. Die Wohnungen auf dem Lande waren sehr einfach. Sie glichen am ehesten unsern Alphütten. Auch die städtischen Häuser waren viel einfacher als heute. Da gab es noch keine Regierungspaläste, Schulhäuser und Postgebäude, keine Gasthöfe und Verkaufsmagazine mit verlockenden Schaufenstern. Auch in den Städten wurden die Häuser aus Holz aufgeführt und mit Schindeln oder Stroh bedeckt. Nur Kirchen, Klöster, andere öffentliche Gebäude und die Häuser der Reichen hatten Ziegelbedachung. Wenn daher in einer Stadt ein Brand ausbrach, gingen fast alle Gebäude in Flammen auf. Dem suchte man später vorzubeugen. So verfügte der Rat in Zürich nach einem grossen Brande, dass jeder sein Haus mindestens ein Stockwerk hoch zu mauern habe.

2. Die meisten Bürgerhäuser bestanden aus einem oder zwei Stockwerken. Der „Gaden“ war zur ebenen Erde, daneben die grosse Hausflur. Wohnzimmer und Kammern waren geräumig. In der Stube zogen sich den Wänden nach hölzerne Bänke; Polstersessel und Sofa gab es da nicht. In der Mitte der Stube stand der grosse Tisch mit einer Schieferplatte, um denselben herum die Stabellen. Der Fussboden war mit Steinen bepflastert, über die eine Lage Stroh oder Reisig gelegt wurde. Die Fensteröffnungen wurden mit Tuch oder Papier überspannt. Glasfenster besaßen nur die Häuser ganz vornehmer Leute, die Kirchen und Klöster. War es kalt, so wärmte man sich am Herd, am offenen Kamin oder an einem Kohlenfeuer. Des angenehmen Geruches wegen wurden dabei auch Lorbeerblätter, Wachholder und dergl. verbrannt. Nicht jede Küche hatte ein Kamin; der Rauch suchte den Ausgang durch Türen und Fenster.

3. Im Innern der Städte sah es damals noch nicht so sauber aus, wie heute. Da gab es noch keine tägliche Strassenreinigung, keine Trottoirs, Abzugskanäle u. s. w.; es

war so unreinlich, wie in einem recht schmutzigen Dorfe. Mist und Unrat warf man auf die Gassen; Schweine, Hühner und Gänse liefen umher nach Futter. Auch das Vieh lief frei durch die Strassen nach der offenen Weide. Wo heute die Vorstädte sind, war freie Allmende. Also auch in den Städten trieb man damals Viehzucht und Landwirtschaft. Die Strassen waren grösstenteils noch ungepflastert, bei Regenwetter kotig, bei Trockenheit staubig. An Strassenbeleuchtung dachte man nicht.

4. Viehzucht und Landwirtschaft waren die Hauptbeschäftigung des Volkes. Der Handel hatte mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen. Schmale, steinige Wege führten bergauf und bergab, so dass man für Reisetrecken, die man jetzt in wenigen Stunden zurücklegt, ebenso viele Tage brauchte. Zudem waren die Wege unsicher. Die Kaufleute mussten immer fürchten, ihrer Ware beraubt zu werden. Zölle, Kaufhausgebühren, Torgelder u. s. w. verteuerten den Verkehr ungemein.

5. Das Handwerk blühte besonders in den Städten. Die Zünfte suchten dasselbe zu heben. Der Lehrling musste sich darüber ausweisen, dass er die Lehrzeit gut benutzt hatte; sonst durfte er nicht Geselle werden. Wer ein Meister heissen und in die Zunft aufgenommen werden wollte, musste sich einer Prüfung unterziehen. Nur ein Meister durfte das Handwerk selbständig betreiben. Die Zünfte schrieben auch vor, was für Werkzeuge bei einer Arbeit gebraucht werden dürfen, wie hoch die Preise und Tagelöhne sein sollen, wie der zu bearbeitende Stoff beschaffen sein müsse. So wollte man Pfuscher vom Handwerk fernhalten, sich selbst und die Kunden vor Schaden bewahren.

6. Die waffenfähige Mannschaft war nicht eingeteilt, wie eine Armee von heute; kam ein Aufgebot, so lief mit, wer konnte. Ihre Waffen waren Schwert, Hellebarde, Morgenstern, Schleuder, Spiess und Armbrust; Feuerwaffen waren unbekannt. In der Schlacht bei Sempach

wurde die erste Donnerbüchse verwendet. Wenn die alten Eidgenossen in den Krieg zogen, kämpften sie nicht um Geld und Gut, um Ruhm und Ehre, sondern um ihre Freiheit. Im Kampfe vertrauten sie auf Gott, und ihre Siege feierten sie durch religiöse Feste und verewigten dieselben durch Kapellen und fromme Stiftungen.

## Die Freiheitskämpfe der Appenzeller.

### 87. Der Aufstand der Bergleute, 1401.

1. Das Bergland Appenzell gehörte dem Abte von St. Gallen. Seine Bewohner waren Untertanen des Klosters und bezahlten ihm Abgaben. Das Ländchen erhielt den Namen von dem ersten Kirchlein, der „Abtszelle“. Der Abt ließ das Land durch Bögte verwalten. Sie wohnten auf Burgen und zogen die Abgaben ein. Diese bestanden in Käse, Zieger, Vieh, in Bußen und Gefällen.

2. Zwischen den Landleuten und dem Abte kam es darüber oft zu Streitigkeiten. Besonders war dies der Fall unter Abt Runo von Stoffeln. Seine Bögte trieben die Abgaben mit großer Härte ein und verübten allerlei Mutwillen. So wird erzählt, daß der Bogt in Schwendi im Innern des Landes auf Milch, Butter und Käse einen Zoll legte, und daß er zwei Hunde hatte, die er auf jeden hezen ließ, der denselben nicht bezahlen wollte. Durch solche Grausamkeiten wurden die Appenzeller sehr erbittert und entschlossen sich, das Joch abzuwerfen.

3. Sie sahen sich nach Bundesgenossen um und fanden einen solchen in der Stadt St. Gallen. Nun brach der Aufstand aus. Die Appenzeller vertrieben die Bögte des Abtes und brachen ihre Burgen in Appenzell und in Schwendi. Dies geschah im Jahre 1401.

### 88. Das Gefecht bei Tögelinsegg, 1403.

1. Der Abt wollte den Aufstand mit Gewalt unterdrücken. Auch er sah sich nach Hilfe um und fand sie bei den Städten am Bodensee. Das machte die Stadt St. Gallen wankend. Es

entstanden in derselben zwei Parteien; die eine war für die Appenzeller; die andere wollte es mit dem Abte und den Städten am See nicht verderben. Die letztere gewann für einige Zeit die Oberhand. Die Stadt löste das Bündnis mit den Appenzellern und trat auf die Seite des Abtes.

2. Dies war für die Appenzeller ein unerwarteter Schlag; doch sie verzagten nicht und suchten einen anderen Bundesgenossen. Sie dachten an die Eidgenossen, die wenige Jahre vorher bei Sempach und Näfels so herrliche Siege errungen hatten und wandten sich an die Glarner und Schwyzer. Die Glarner fühlten sich noch nicht stark genug, um sich in auswärtige Händel einzumischen; die Schwyzer hingegen sagten zu, versprachen ihren Beistand und übernahmen sogar die Kriegsleitung. Sie sandten den Appenzellern mit der Hilfsmannschaft auch den Kriegshauptmann. Er hieß Johannes Kupferschmid.

3. Nun ließen es die Appenzeller vertrauensvoll zum Kampfe kommen. Aber auch der Abt war gerüstet. In St. Gallen hatte er ein Heer von 5000 Mann gesammelt. Es war am 15. Mai 1403. Das äbtische Heer gedachte, von St. Gallen über Speicher und Trogen nach Appenzell zu marschieren. Es zog durch einen Hohlweg gegen Bögelinsegg hinauf, voraus die Keiterei, hinten das Fußvolk. Auf der Höhe hatten 800 Appenzeller Stellung genommen; eine Abteilung derselben verbarg sich im Walde, zu beiden Seiten des schmalen Hohlweges. Mühsam stieg der Feind herauf. Plötzlich stürzten jene aus dem Hinterhalt hervor und überfielen den Gegner. Von oben herab drangen die Appenzeller auf das feindliche Heer ein. Schrecken und Verwirrung entstanden; vergebens suchte die Keiterei, aus dem Engpasse herauszukommen. Hageldicht fielen die Hiebe und Schläge des starken Hirtenvolkes. Jetzt war kein Halt mehr. „Zurück, zurück!“ riefen die Reiter; denn sie wollten den Kampf auf der Ebene fortsetzen. Allein das Fußvolk glaubte, dieser Ruf bedeute Flucht; darum floh alles in voller Unordnung der Stadt zu. Die Appenzeller verfolgten die Fliehenden bis an die Tore der Stadt; 250 Feinde lagen tot, während die Appenzeller nur einige Verwundete hatten. Die Sieger erbeuteten vier Banner, viele Waffen und Pferde.

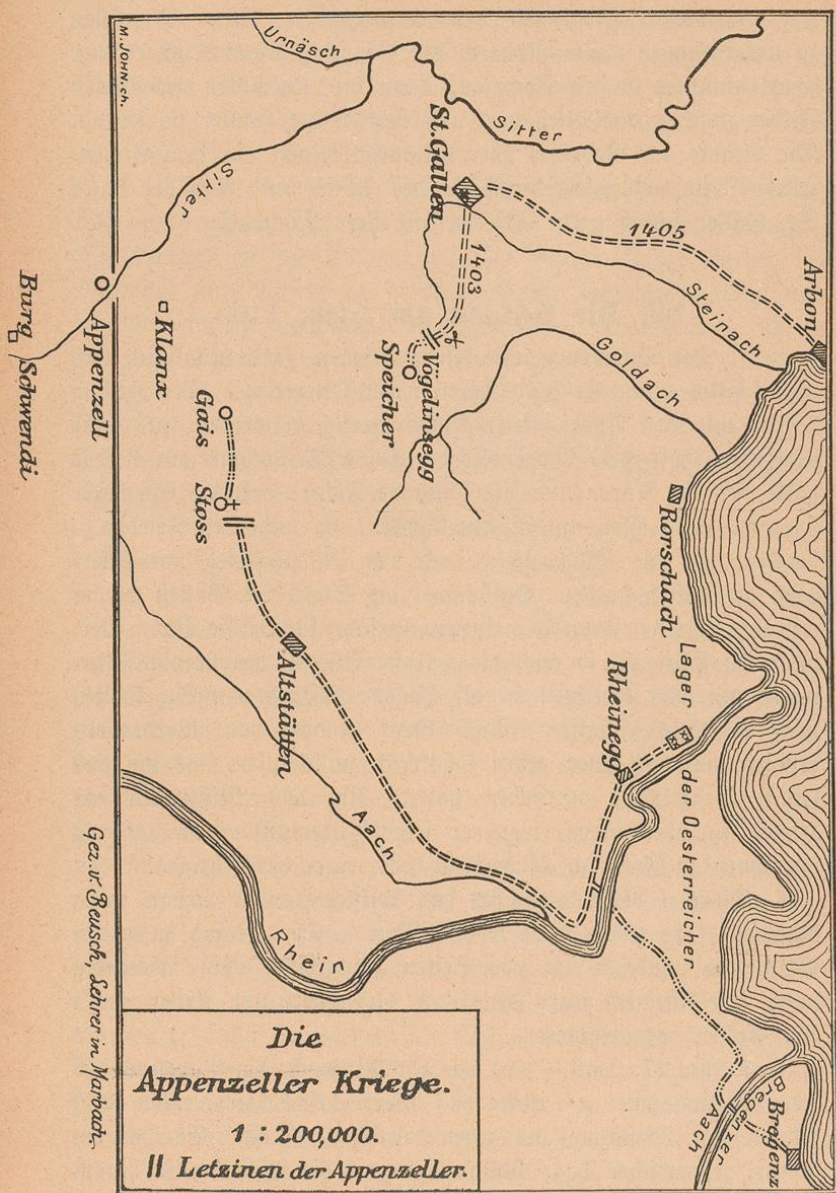
4. Dieser Sieg gab den Appenzellern Mut, Streifzüge zu unternehmen. Sie fielen in die Besitzungen des Klosters ein, zogen hinunter in den Thurgau, dann ins Rheintal, verwüsteten Felder, trieben das Vieh weg und steckten die Häuser in Brand. Die Städte am Bodensee aber bekamen Respekt vor dem Appenzellervölklein und gaben die Sache des Abtes auf. Auch die Stadt St. Gallen schloß gerne Frieden mit ihren Nachbarn.

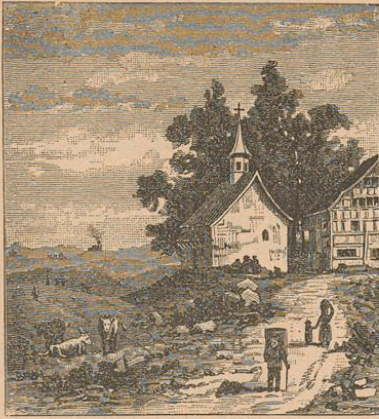
## 89. Die Schlacht am Stoß, 1405.

1. Der Abt aber machte keinen Frieden, sondern sah sich nach neuer Hilfe um. Er fand sie nun bei Österreich. Der Herzog hoffte, mit den Appenzellern leichter fertig zu werden, als seine Vorfahren mit den Eidgenossen. Seine Teilnahme am Kriege hatte für die Appenzeller die schlimme Folge, daß die Schwyzer sie nicht mehr offen unterstützen durften, um nicht den Frieden zu brechen, den die Eidgenossen nach dem Näfelskrieg mit Österreich geschlossen hatten. Dafür trat die Stadt St. Gallen wieder auf ihre Seite. Trotz der eigenen Gefahr schickte sie ihren Verbündeten Hilfe zu, so auch die „große Büchs,“ welche ein Fuhrmann mit vier Knechten in elf Tagen glücklich von St. Gallen nach Altstätten schaffte. Auch Graf Rudolf von Werdenberg erschien, um mit ihnen gegen Österreich zu kämpfen, das ihn aus seinen Besitzungen vertrieben hatte. Um das Mißtrauen der Hirten zu überwinden, legte er seine Ritterrüstung ab und zog mit ihnen zu Fuß, im Hirtenhemd, wie einer der Ihrigen.

Diesmal versammelte sich das äbtische Heer in Arbon gegen Rheineck. Es zählte etwa 6000 Mann. Der Herzog hatte den Plan, das Ländchen auf zwei Seiten anzugreifen. Eine Abteilung sollte von Rheineck gegen den Stoß, die andere von Arbon gegen St. Gallen vormarschieren.

2. Am 17. Juni — es war ein Mittwoch, der Vorabend des Fronleichnamsfestes — rückte das österreichische Heer, etwa 1200 Mann, von Altstätten aus gegen den Stoß hinan. Es war ein trüber, regnerischer Tag. Mühsam ging es die steile Straße hinan. Sie kamen zur Leze und fanden sie unbewehrt. Nun traten





die Zimmerleute vor, um in die Leze einen Durchpaß zu machen. Mit Ungestüm drängten die Ritter voran. Es ging weiter. Kaum aber war das Heer einen Armbrustschuß weit vorgerückt, so sah es sich vom Feinde überrascht. — Mit wildem Kriegsgeschrei brachen die Appenzeller, 400 Mann stark, aus dem Hinterhalte hervor. Ein Hagel von Steinen saufte

auf die Feinde nieder. Die österreichischen Schützen griffen nach den Bogen; allein die Sehnen waren vom Regen naß und unbrauchbar geworden. Jetzt stürzten die Appenzeller im Sturm lauf die Halde herunter und hieben mit ihren kurzen Schlagwaffen wütend auf die Feinde ein. Ein mörderischer Kampf begann. Der Boden war naß und schlüpfrig und versagte den Feinden den sichern Stand; die Appenzeller hingegen, barfuß, bewegten sich leicht. Bald war die Schlacht entschieden; in wilder Flucht stürzten Mann und Roß der Leze zu. Hier wurde der Kampf zum Gemetzel; denn schmal nur war die Pforte der Rettung.

3. Gegen 400 Feinde lagen tot oder sterbend auf dem feuchten Rasen. Von den Appenzellern waren etwa 20 gefallen. Sie hatten heldenhaft gekämpft. Doch vor allen feiern die Appenzeller den Helden Uli Rotach. Gegen 12 Feinde focht er erfolgreich, bis dieselben die Hütte, an die er sich lehnte, anzündeten und er unter den brennenden Trümmern seinen Tod fand. Am Orte der Schlacht steht heute eine Kapelle, und alljährlich wallfahren Männer und Jünglinge am St. Bonifaziusstage dahin.

4. Nicht besser war es der Abteilung ergangen, die unter der Führung des Herzogs gegen St. Gallen gezogen. Sie verwüsteten die Umgebung der Stadt; aber für eine Belagerung derselben war sie nicht eingerichtet. Auf die Kunde von der

Niederlage am Stoß trat der Herzog schleunigst den Rückzug an, verfolgt von den St. Gallern, die ihm noch manchen Ritter erschlugen.

## 90. Der Bund ob dem See.

1. Nach der Schlacht am Stoß brachen die Appenzeller unwiderstehlich aus ihrem Berglande hervor und zogen ins Rheintal, Vorarlberg und Tirol, in den Thurgau und ins Toggenburg. Überall riefen sie das Volk zur Freiheit auf, vertrieben die Herren und brachen ihre Burgen. „Es war an jenen Tagen ein Lauf in die Bauern gekommen, daß sie alle Appenzeller sein wollten, und sich niemand gegen sie wehren mochte.“ Überall schloß sich ihnen das Volk an und begrüßte sie als Befreier. Viele Städte und Landschaften verbanden sich zum „Bund ob dem See“. Ihm gehörten Appenzell, die Stadt St. Gallen, das Rheintal, Vorarlberg und Tirol an. Immer fecker wurden die Bergleute. Eine Schar zog durch das Toggenburg und Gasterland nach der March, eroberte diese Gebiete und schenkte sie den Schwyzern, um sie für ihre Hilfe zu belohnen. Der Bund schien stark und mächtig zu werden. Auch Osterreich verglich sich mit ihm und schloß mit den Appenzellern und ihren Verbündeten einen Waffenstillstand; selbst Abt Runo stellte sich, um nicht alles zu verlieren, unter den Schutz der Appenzeller.

2. Doch ein einziger Unfall reichte hin, den Bund zu sprengen. Als die Appenzeller Bregenz belagerten, fürchtete der schwäbische Adel, mit dem Falle dieses Bollwerkes würde der Aufstand auch über den Bodensee hinausdringen, und trat unter die Waffen. Unversehens fiel er über die sorglos gewordenen Belagerer her und schlug sie in die Flucht. Auch Graf Rudolf von Werdenberg stand diesmal wieder in den Reihen der Feinde, da die Bauern ihn in seinen Hoffnungen getäuscht hatten. Die Appenzeller verloren ihr Banner und etwa fünfzig Mann, darunter den schwyzerischen Hauptmann Kupferschmid. Sie kehrten ohne Zögern in ihre Berge zurück. Wie ein Strohfeuer war ihr Kriegseifer erloschen, und wie ein Kartenhaus brach der Bund zusammen. Die Edelleute kehrten wieder auf ihre Besitzungen zurück, und die Bauern waren wieder ihre Untertanen.

## 91. Das Burg- und Landrecht mit den VII Orten.

1. Nun mischte sich auch der Kaiser ein und gebot den Appenzellern, dem Abte wieder zu gehorchen; allein sie fügten sich nicht. Um für einen neuen Krieg gerüstet zu sein, bewarben sie sich um den Schutz der Eidgenossen, und diese nahmen sich ihrer an. Sechs Jahre nach der Schlacht am Stoß kam ein Burg- und Landrecht mit sieben Orten zu stande. Bern fehlte; denn die vorsichtigen Berner wollten sich mit den unruhigen Appenzellern nicht einlassen.

2. Appenzell wurde aber nicht als vollberechtigtes Bundesglied, sondern nur in den Schutz der Eidgenossen aufgenommen. Darum wurde auch kein Bundesbrief aufgesetzt, sondern nur ein Burg- und Landrecht abgeschlossen. Die Hauptbestimmungen desselben sind: Wenn die Eidgenossen mahnen, müssen ihnen die Appenzeller mit aller Macht und auf eigene Kosten zu Hilfe kommen. Wenn aber die Appenzeller um Hilfe bitten, behalten sich die Eidgenossen ihre Entschließung vor. Schickten diese Hilfe, so hatten die Appenzeller für die Kosten aufzukommen. Auch durften die Appenzeller ohne Zustimmung der Eidgenossen keinen Krieg anfangen; ja sie mußten sogar schwören, den Eidgenossen gehorsam zu sein. Die Bergleute mußten also mit einer recht untergeordneten Stellung zufrieden sein.

3. Aber das war ihnen tausendmal lieber, als wieder unter die Herrschaft des Abtes zurückzukehren. Sie wollten ihm um keinen Preis mehr gehorchen und auch von einer Entschädigung an das Kloster nichts wissen. Sie meinten, sie hätten gegen das Gotteshaus keine Pflichten mehr und seien durch die Siege bei Bögelinsegg und am Stoß vollständig frei geworden. Sogar einem Schiedspruche der Eidgenossen wollten sie sich nicht fügen. Sie unternahmen wieder neue Streifzüge, brachen in das Gebiet des Grafen Friedrich von Toggenburg ein und nahmen dessen Leute in ihr Landrecht auf.

4. Das ließ sich der Graf von Toggenburg aber nicht gefallen; im Jahre 1428 zog er gegen die Appenzeller aus. Die Eidgenossen sandten ihnen keine Hilfe. Bei Gofsau erlitten die

Bergleute eine Niederlage, die endlich zum Frieden führte. Die Appenzeller bezahlten an das Kloster St. Gallen eine Geldsumme; damit lösten sie sich von ihm ab. Dann erwarben sie vom Kaiser das Recht, über eigene Leute selber Gericht zu halten. So wurde Appenzell ein freies Ländchen.

## Aus der Geschichte der Stadt St. Gallen.

### 92. Die Befreiung der Stadt von der äbtischen Herrschaft.

1. In den Appenzellerkriegen ist die Stadt St. Gallen, wie wir gesehen haben, selbständig und unabhängig aufgetreten. Sie hat mit den Appenzellern Bündnisse eingegangen und unentwegt zu diesen erbittertsten Feinden des Abtes gehalten. Wäre sie damals noch eine äbtische Stadt gewesen, so hätte sie das niemals tun können. Wie hat sich die Stadt befreit? Nicht in einem Zuge, wie die Appenzeller, nicht durch einen mutigen Aufstand und siegreich durchgeführten Freiheitskampf, sondern Schritt für Schritt in jahrzehntelanger Verfolgung des Zieles und kluger Ausnützung aller günstigen Umstände.

2. Der Anfang wurde gemacht zu der Zeit, da Rudolf von Habsburg den Königstron bestieg. Bis dahin war der Boden, auf dem die Häuser der Stadt standen, dem Abte zinspflichtig; der Abt war Grundherr der Stadt. Nun wurde das anders. Die Stadt hatte bei einer zwiespältigen Abtwahl fest und treu zu Heinrich von Güttingen gestanden und zum Lohne dafür von diesem eine „Handveste“ erhalten. Das war eine Urkunde, in welcher der Abt seiner guten Stadt St. Gallen das Recht gewährte, frei über allen Grund und Boden innerhalb der vier Kreuze des Stadtbezirkes zu verfügen. Damit war die Grundherrschaft des Abtes beseitigt; Grund und Boden gehörten von nun an den Bürgern.

3. Das war eine große Gunstbezeugung. Eine nicht minder große erhielt die Stadt von König Rudolf selbst. Als dieser noch ein Graf im Schweizerlande gewesen, war er mit den St. Gallern

immer gut ausgekommen, und als er dann König geworden, hat er der Stadt das große Vorrecht eingeräumt, daß keiner ihrer Bürger vor ein fremdes Gericht gezogen und sie selbst niemals, weder vom Kaiser noch vom Abte, verpfändet werden dürfe. Daß das ein Vorrecht bedeuten sollte, kommt uns heutzutage fast unbegreiflich vor. Uns scheint es selbstverständlich, daß man vor kein fremdes Gericht geladen werden darf, unverständlich dagegen, wie man ganze Städte mit samt ihren Bewohnern versetzen konnte. Und doch ist es damals häufig vorgekommen und ist auch der Stadt St. Gallen passiert. Ein späterer König — es war ungefähr zur Zeit, da Luzern in den Bund der Eidgenossen getreten — verpfändete in einer Geldverlegenheit eine Anzahl Städte, darunter auch St. Gallen, an Oesterreich. Da berief sich aber die Stadt auf ihren königlichen Freibrief und wurde aus der Pfandschaft entlassen. So hatte St. Gallen es Rudolf von Habsburg zu danken, daß es nicht österreichisch geworden ist.

4. Einstweilen blieb es noch äbtisch und wurde vom Anmann und Rat, die vom Abte eingesetzt worden, regiert. Aber nach und nach wurde aus den äbtischen Amtsleuten eine städtische Behörde, das heißt, sie wurden nicht mehr vom Abt, sondern von der Stadt eingesetzt.

Und um die Mitte des XIV. Jahrhunderts, ungefähr zu der Zeit, da der Ring der VIII Orte sich geschlossen, hat sich auch die Stadt St. Gallen ihre Unabhängigkeit von der äbtischen Herrschaft errungen. Das ist so zugegangen. Das Leinwandgewerbe und der Leinwandhandel hatten um diese Zeit einen großen Aufschwung genommen und der Stadt einen soliden Wohlstand und eine rasche Zunahme der Bevölkerung gebracht. Wie heutzutage, so sind auch damals die Leute dem Verdienste nachgegangen. Und nun ging es wie in Zürich. Die Handwerker wollten zur Regierung der Stadt auch etwas zu sagen haben und forderten die Einführung einer Zunftverfassung. In St. Gallen aber lief das glatt ab, ohne Aufstand und ohne Gewalttat. Der Rat machte nämlich mit der Bürgerschaft gegen den Abt gemeinsame Sache. Es wurden sechs Zünfte geschaffen. Die bedeutendste war die Weberzunft. Sie umfaßte neben den eigentlichen Webern

auch die Bleicher und Blattmacher. In die Schmiedezunft gehörte alles, was Hammer und Axt führte, Goldschmiede, Hufschmiede, Schlosser, Kupferschmiede, Flaschner, Zinngießer, Zimmerleute, Wagner, Schreiner, Glaser, Küfer, Drechsler, auch Steinmetzen, Dachdecker, Schleifer, Hafner, Ziegler, Barbier und Maler. In der Schuhmacherzunft fanden sich die Lederarbeiter zusammen, die Schuster, Sattler, Gerber und Gürtler. Der Schneiderzunft waren zugeteilt die Schneider, Tuchhändler, Färber, Kürschner und Seiler. Die Müllerzunft enthielt auch die Bäcker oder Pfister, die Mehl- und Kornhändler und die Wirthe, die neben der Wirtschaft kein Handwerk trieben. Einzig die Metzgerzunft entsprach ganz ihrem Namen und umfaßte nur die Metzgermeister. Wie in Zürich, so wurden auch in St. Gallen die Zunftmeister Mitglieder des Rates, und ein Bürgermeister trat an die Spitze der Stadt. Die Leitung des Gemeinwesens ging in seine Hände über; die Stadt war frei und unabhängig geworden. Der erste Bürgermeister war Bilgeri Spiser. Er hatte an der Durchführung der Zunftverfassung einen hervorragenden Anteil genommen und ist dafür, wie Brun in Zürich, mit dem neuen Amte betraut worden.

### 93. Der ewige Bund mit den Eidgenossen, 1454.

1. Die neue Freiheit mußte nun aber auch behauptet werden. Begreiflicherweise war die Abtei keineswegs geneigt, die neue Ordnung der Dinge so ohne weiteres anzuerkennen. Sie suchte im Gegenteil, ihre alten Rechte wieder voll und ganz zur Geltung zu bringen und führte endlose Prozesse mit der Stadt, wegen Verweigerung der Huldigung, der Abgaben und Gefälle. Für sich allein wäre die Stadt nicht im stande gewesen, sich ihre Unabhängigkeit zu erhalten. Sie sah sich darum nach Bundesgenossen um und verband sich zuerst mit den Städten am Bodensee, mit Konstanz, Überlingen, Ravensburg, Lindau u. a. Dann trat sie dem schwäbischen Städtebund bei. Das war eine Eidgenossenschaft wie die schweizerische, auch zum Schutz und Trutz gegen Adel und Fürsten geschlossen. An diesem Bunde hatte die Stadt St. Gallen einen so starken Rückhalt, daß der Abt ihr nichts anhaben konnte. Aber

das währte nicht lange. Während die schweizerische Eidgenossenschaft bei Sempach über Österreichs Adel und Ritterschaft einen herrlichen Sieg davontrug, erlitt die schwäbische zwei Jahre später eine furchtbare Niederlage. Da war es aus mit dem Städtebund, und St. Gallen mußte sich nach einem andern Schutze umsehen.

2. Wo hätte man einen bessern finden können, als bei den Eidgenossen? Was dieser Schutz wert war, das hatten die St. Galler bei den Appenzellern gesehen. Von da an trachteten auch sie, die gefürchteten Eidgenossen zu Freunden zu haben. Aber es war nicht leicht, bei ihnen anzukommen; alle Bemühungen blieben lange erfolglos. Erst im Jahre 1412, ein Jahr nachdem Appenzell Aufnahme gefunden, gelang es auch der Stadt St. Gallen, mit den gleichen sieben Orten ein Burg- und Landrecht zu schließen, doch nur auf zehn Jahre und zu noch ungünstigeren Bedingungen als Appenzell. Die St. Galler mußten sich verpflichten, den Eidgenossen auf den ersten Mahnruf so schnell als möglich Hilfe zu bringen. Die Eidgenossen dagegen verpflichteten sich nicht, St. Gallen gegenüber ein Gleiches zu tun. Sie versprachen nur, der Stadt ihre Boten zu schicken und ihr zum Rechte zu verhelfen. Aber die St. Galler waren auch damit zufrieden. Sie dachten, wenn sie von den Eidgenossen nur einmal einen Finger haben, so werden sie die Hand auch noch kriegen.

3. Und sie haben diese auch bekommen, aber wiederum erst nach langem, unablässigem Werben. Das Land- und Burgrecht war, nachdem es abgelaufen, von den Eidgenossen nicht wieder erneuert worden, und alle Bemühungen der Stadt, ein neues Bündnis abzuschließen, scheiterten an dem Widerstande von Uri und Unterwalden. Am 13. Juni 1454 aber erklärten sich endlich Zürich, Bern, Luzern, Schwyz, Zug und Glarus bereit, „in Betracht der Treue, Liebe und Freundschaft, welche ihre Altvordern und auch sie gar lange Zeit miteinander gehabt, die Bürgermeister, Räte und Bürger zu ewigen Eidgenossen zu nehmen und zu empfangen.“ Das geschah zu Bedingungen, die viel gerechter und billiger waren, als diejenigen des Burg- und Landrechtes von 1412. Die Hilfe im

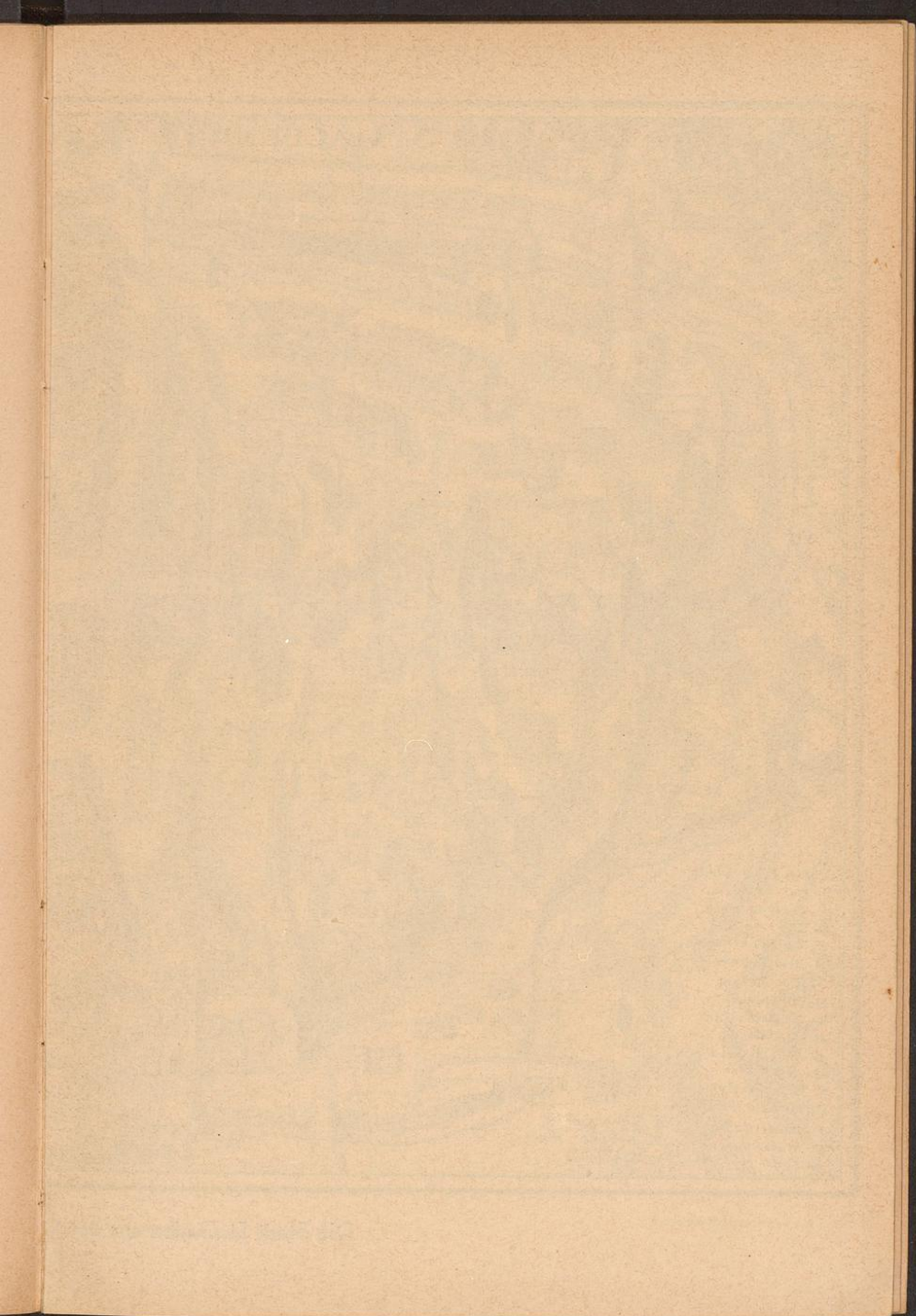
Kriegsſalle ſollte jetzt eine gegenseitige ſein. Doch durften die St. Galler ohne Wiſſen und Willen der Eidgenossen keinen Krieg anfangen und keine Bündnisse eingehen. Bei Streitigkeiten der Eidgenossen unter ſich ſollte St. Gallen zu vermitteln ſuchen, und wenn die Vermittlung erfolglos bliebe, ſich der Mehrheit anſchließen. Streitigkeiten der Eidgenossen mit St. Gallen ſollten vor ein Schiedsgericht in Einfiedeln gebracht werden. Am 23. Juni 1454, mittags 12 Uhr, wurde dieſer Bundesbrief auf dem Kloſterplatz in St. Gallen von allen wehrfähigen Bürgern der Stadt in Gegenwart der eidgenöſſiſchen Boten und einer großen Volksmenge feierlich beſchworen. Darauf gab der Rat ein Feſtmahl im Freien, an dem 1500 Perſonen teilnahmen. Die Freude über die Verbrüderung mit den Eidgenossen war eine allgemeine.

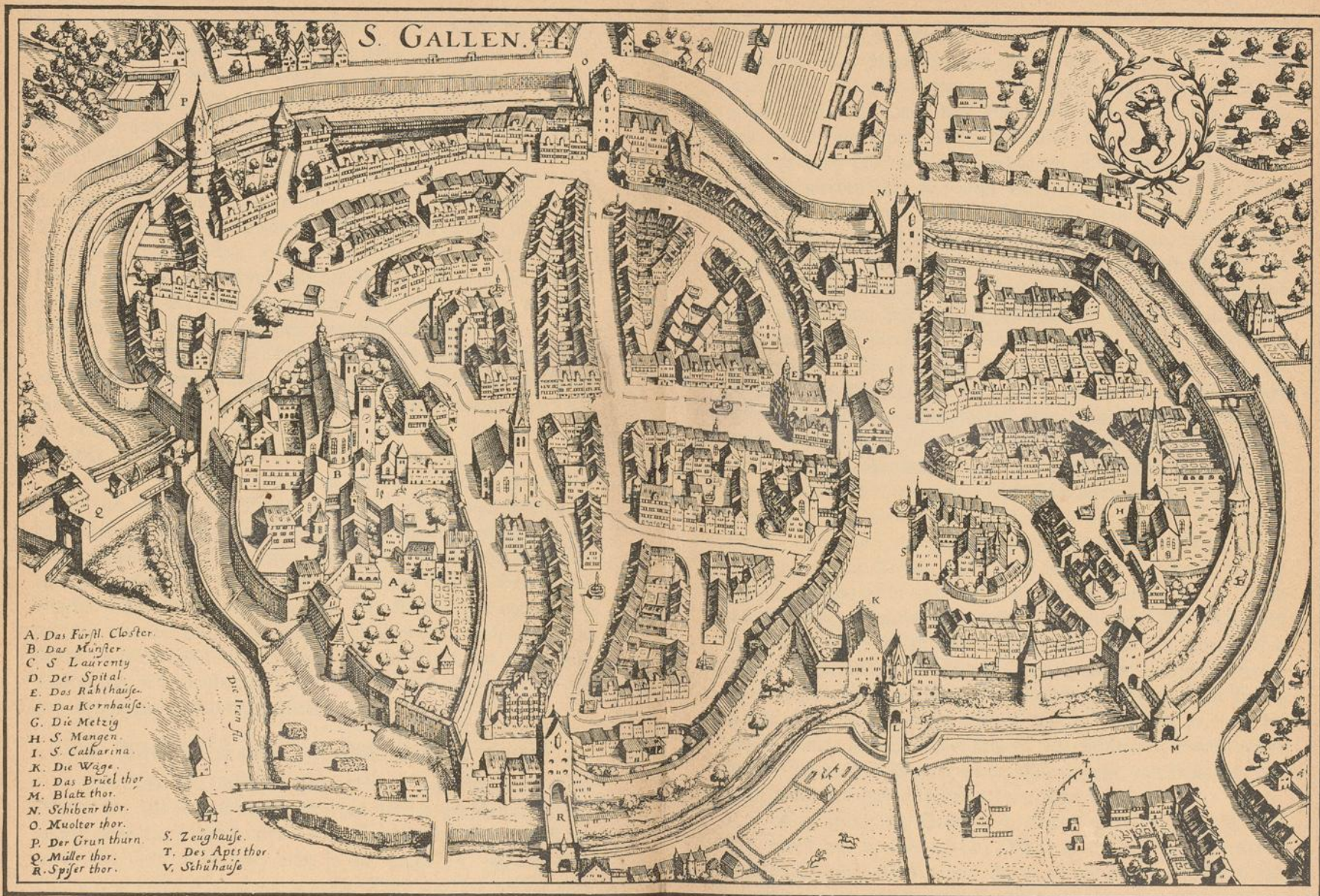
4. Drei Jahre ſpäter brachte die Stadt auch ihre Händel mit dem Abt zu einem gütlichen Austrag. Sie zahlte dieſem 7000 Gulden (nach heutigem Werte mindestens das Zwanzigfache); dafür verzichtete er auf alle obrigkeitlichen Rechte über die Stadt. So war St. Gallen auch rechtlich frei geworden.

5. Und die Abtei? Auch ſie hatte ſich bemüht, unter den Schutz und Schirm der Eidgenossen zu kommen, um wenigstens das ſicher zu ſtellen, was ihr nach den Appenzellerkriegen noch geblieben war. Sie war ſogar vier Jahre früher als die Stadt ans Ziel gekommen, aber nur mit Zürich und Luzern, Schwyz und Glarus. Am 17. Auguſt 1451 hat Abt Kaſpar von Landenberg mit dieſen Orten ein ewiges Burg- und Landrecht geſchloſſen. So ſtanden beide St. Gallen, die Abtei und die Stadt, im Schutz und Schirm der Eidgenoffenſchaft und ſind es 350 Jahre lang, bis zum Untergang derſelben, geblieben.

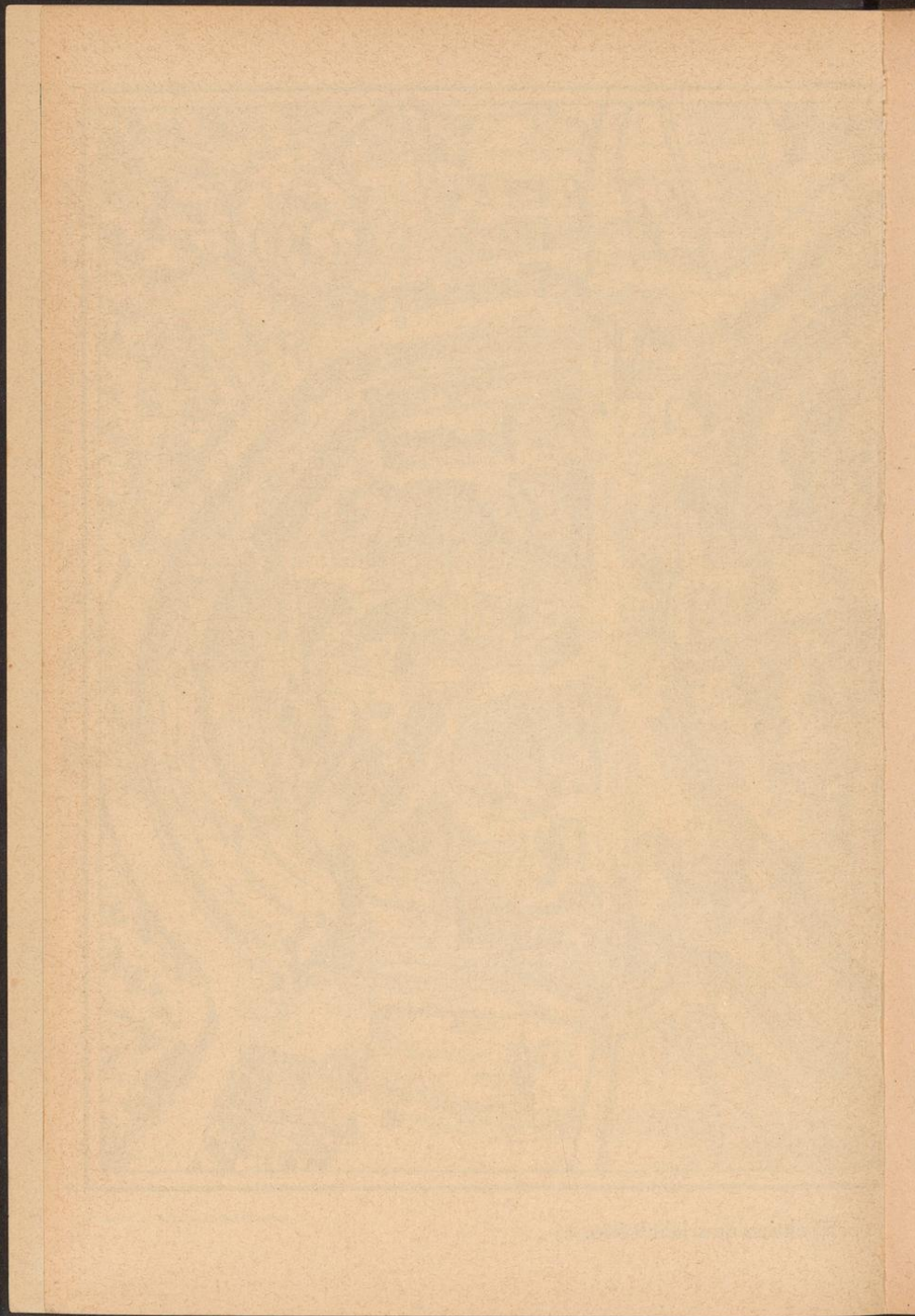
#### 94. Wie St. Gallen vor 300 Jahren ausſah.

Die Stadt St. Gallen iſt heute beinahe eine Großſtadt. Von Stocken bis ins Krontal geht man faſt immer zwischen Häuſern, ſo daß man kaum merkt, wenn man eigentlich die Stadt ſelbſt betritt. Und doch iſt es noch nicht ſo gar lange her, ſeit das Dorf Bruggen auf der einen Seite und St. Fiden auf der andern weit draußen lagen. Grüne Wiefen, Acker, Gärten und weite Bleichen,





Die Stadt St. Gallen aus der Vogelperspektive ums Jahr 1600.



bedeckt mit weißer Leinwand, trennten die drei Ortschaften von einander. Die Stadt aber lag mitten drin, verschlossen und verwahrt wie eine alte Festung. Unser Bild zeigt uns, wie sie ungefähr 200 Jahre nach dem Bunde mit den Eidgenossen aussah. Es stammt aus einem Buche, das Bilder und kurze Beschreibungen aller größern schweizerischen Ortschaften enthält und im Jahr 1642 gedruckt worden ist. Auf dem Bilde fällt uns zuerst die Ringmauer auf. Sie geht rund um die Stadt herum. An der Außenseite ist sie noch mit einem breiten Graben umgeben, durch den ein Bächlein fließt. Wir können heute noch den Zug der Mauer und des Grabens verfolgen. Die Straßen, die jetzt an die Stelle des Grabens getreten sind, haben von ihm die Namen erhalten. Es sind: der obere Graben, der untere Graben, die Torstraße, der Burggraben. Wo jetzt die Moosbrückstraße ist, bildet die tiefe Schlucht der Steinach den natürlichen Graben. An der Wallstraße war statt eines solchen Grabens eine doppelte Mauer angelegt, deren Zwischenraum mit Erde ausgefüllt war. Ein Stück davon steht jetzt noch. Die Gegend hat von dieser Befestigung den Namen „auf dem Damm“ erhalten. Zur bessern Verteidigung standen hier und da größere oder kleinere Türme in der Mauer, im ganzen sieben. Dort, wo eine Straße in die Stadt hineinführte, waren gewaltige, starke Türme mit einem gewölbten Torbogen darüber gebaut, die Stadttore. Die Toröffnung wurde in der Nacht mit schweren, eisenbeschlagenen Türen geschlossen. Bei feindlichen Angriffen konnte hinter diesen Türen auch noch ein aus starken Balken gezimmertes Gatter von oben herunter gelassen werden. Über den Stadtgraben führte eine Brücke zum Tore. Diese Brücke konnte ebenfalls aufgezogen werden, damit der Feind sie nicht benutzen könne. Die Stadttore heißen: das Multertore, Scheibentore bei der Union, das Plaktore an der Goliathgasse, das Brühlthore, das Speisertore und das Müllertore beim Damm.

Weil früher die Stadt noch kleiner war, ging der Mauerring zuerst nur um die obere Stadt, so daß der Marktplatz noch außerhalb desselben lag. Unten an der Marktgasse stand das alte Rathaus und daneben das Markttore. Die Häuserreihen, welche an jenes Stück der alten Mauer angebaut waren, sieht man

noch deutlich auf dem Bilde, gerade so, wie auch in der Wirklichkeit. Nur mit dem Durchbruch der Brühlgasse bei der Polizeiwache ist ein Loch in die Reihe gemacht worden. Wir sehen aber auf dem Bilde noch einen dritten Mauerring. Dieser schließt das alte Kloster St. Gallen in sich. Fast vom Speisertor bis zum Müllertor, der frühern Steinachschlucht und jetzigen Moosbrückstraße entlang, bildet die Stadtmauer zugleich die Klostermauer. Vom Müllertor, der Gallusstraße nach bis zur St. Laurenzenkirche und von dort der Gasse „hinter Mauern“ folgend, hatte das Kloster eine eigene Mauer. Diese hatte bei der St. Laurenzenkirche ein Tor gegen die Stadt hin, während das schöne Karlstor dem Kloster einen direkten Aus- und Eingang nach dem Lande ermöglichte. Dieses Karlstor, ein Stück Mauer daneben und der massige runde Turm sind die einzigen, noch erhalten gebliebenen Reste der alten Befestigung der Stadt und des Klosters. Über die kleinen Häuschen von „hinter Mauern“ aber ragt noch ein Stück der Klostermauer gegen die Stadt hin.

Innert der Klostermauern suchen wir auf unserm Bilde umsonst nach etwas Bekanntem. Kein einziges der dort eingezeichneten Gebäude ist heute noch vorhanden. Alle sind nach und nach abgerissen worden. An ihre Stelle wurden im 17. und 18. Jahrhundert die jetzigen schönen und mächtigen Klostergebäude gebaut. Man sieht auf dem Bilde nur noch, daß die Münsterkirche ein unregelmäßiges, aus vielen Stücken zusammengesetztes Bauwerk war mit rundem Chor und stumpfem Turm.

Wenn wir uns in der Stadt selbst ein wenig umsehen, so können wir uns trotz mancher Änderungen recht gut zurecht finden. Die Gassen sind die gleichen geblieben bis heute. Oben im Loch verschließt der gewaltige grüne Turm den Ausgang der jetzigen Gallusstraße. Auf dem Gallusplatz steht noch die schöne Linde, die uns jetzt noch erfreut, und auch das Haus zur Linde erkennen wir, wie weiter unten die jetzige Buchhandlung der Herren Köppel, mit ihren Ecktürmchen und das stolze Stadthaus, damals das große Haus genannt. Der Weiher bei der Linde, die sogenannte Wetti, ist aber ausgefüllt, ebenso wie die von ihr ausgehenden und durch alle Gassen fließenden Bäche, die jetzt in

geschlossene Kanäle umgewandelt sind. Die St. Laurenzen-  
Kirche zeigt sich noch in der alten Gestalt mit weniger schlankem  
Turm. Die alte „Mägdeleinschul“, jetzt Frauenarbeitschule,  
ist noch ganz gleich geblieben. Die Gasse „hinter Lauben“ ist  
gegen die Marktgasse hin durch die Brotlaube abgeschlossen.  
Das war ein lustiges Gebäude, an welches sich die älteren St.  
Galler noch ganz gut erinnern. Der Oberstock stand auf dicken  
steinernen Pfeilern, so daß unten eine große gedeckte Halle entstand.  
In dieser verkauften in frühester Zeit die Bäcker ihr Brot, woher  
der Name kommt. Später wurde hier die viele, in St. Gallen und  
seiner Umgebung gewobene Leinwand von amtlichen „Schauern“  
geprüft. Dazu waren große Bänke aufgeschlagen, auf denen die  
langen Stücke ausgebreitet werden konnten. Von diesen erhielt die  
Halle oder Laube später den Namen: „die Leinwandbänke“ (Libet-  
bänke). An der hintern Wand befand sich das Bild des „Libet-  
königs“, wie die Stadtbuben ihn hießen. Es stellte einen alten  
Kaufmann mit dem Leinwandstück auf der Schulter und dem Schwert  
an der Seite vor. Als die Leinwandfabrikation aufhörte und die  
Stickerie an ihre Stelle trat, saßen unter der schützenden Halle  
nur noch ein paar alte Weiblein mit ihrem kleinen Kram. Bei der  
einen konnten die Buben Schnüre, Peitschenschlingen und Zwicke  
kaufen zum Köpflismachen, während die andere mit ihrem Gersten-  
zucker, roten Zeltli und „Hosknöpfen“ eifrigen Zuspruch der  
Mädchen fand. Im obern Stock befand sich ein großer Wirtschafts-  
saal, die Zunftstube der Müller, Bäcker und Wirte.

Unten an der Marktgasse sehen wir das große stattliche Ra-  
thaus. Auch dieses hatte zu ebener Erde eine weite Halle, in  
welcher allerlei Händlerinnen ihre Waren feilboten. Hier wurde  
die Stadt regiert; von hier aus wurde über das Wohl des kleinen  
Staates St. Gallen vorsorglich gewacht. Hier war die allmähliche  
Befreiung von der äbtischen Herrschaft durchgeführt, die Zunft-  
verfassung beschlossen, die Bünde mit den Städten am Bodensee  
und mit den Eidgenossen beraten und eingeleitet worden. Das  
waren noch viel wichtigere Geschäfte, als sie jetzt im städtischen  
Rathause gepflogen werden. Nicht umsonst stand an der Ecke des  
Hauses die Inschrift:

In diesem Haus soll finden Schutz  
die Ehre Gottes und gemeiner Nutz.

In der Nähe, an der Neugasse, steht das *Tuchhaus* gerade so, wie wir es heute noch kennen. Darin befand sich die „*Mange*“, zur letzten Glättung der Leinwandstücke. In der Häuserreihe der Marktgasse sehen wir einen Torbogen und daneben ein großes Häuserviereck, von denen eines mit einem Türmchen gekrönt ist. Das war der alte Spital zum heiligen Geist. Er war der Zufluchtsort aller alten, schwachen und kränklichen Leute. Aber auch die städtischen Waisenkinder waren dort untergebracht, unter der Pflege des Waisenvaters, der Waisenuutter und einer Waisensmagd. Jetzt dienen die großen, schönen Anstalten des Bürgerospitals, Bürgerheims, Kappelgutes, Waisenhauses und Sommerlis den gleichen Zwecken. Der Name der Spitalgasse erinnert noch daran. Auf dem Marktplatz standen zwei Häuser, die jetzt schon lange abgebrochen sind, das städtische Schlachthaus, die *Mezg* genannt, und das *Kornhaus*. Der Platz vor diesen diente als Viehmarkt und heißt deshalb noch heute „*am Rindermarkt*“. Ein drittes Gebäude am untern Teil des Marktplazes, dem *Bohl*, aber steht noch und ist an seinen Treppengiebeln ganz gut zu erkennen. Es ist das ehemalige *Kaufhaus*, das ähnlichen Zwecken diente wie heute das Lagerhaus an der Davidstraße. Das Türmchen, welches jetzt darauf steht, ist vom alten Rathaus herüber genommen worden.

Wo jetzt das Theater steht, finden wir im Bilde ein dem Kaufhause gleichendes Bauwerk. Es war das städtische *Zeughaus*, ursprünglich ein Teil des *St. Katharinenklosters*. Dieses selbst ist noch erhalten samt seinem Kreuzgang. Als die Nonnen nach der Reformation dasselbe verlassen hatten, wurden die städtischen Knabenschulen dort untergebracht. Man hieß es darum lange Zeit das *Bubenkloster*.

Die *St. Mangenkirche* hat ihre alte Form bis heute behalten; nur der Friedhof mit seinen Gräbern ist verschwunden und hat einer Anlage Platz gemacht. Auf dem Bilde sieht man wenig mehr von dem, was außer den Mauern lag. Es war auch nicht viel, wenigstens nicht an Häusern und Vorstädten. Nur die

Speiser vorstadt und der Lämmlißbrunnen waren damals schon vorhanden. Vor dem Scheibenertor lagen die Schöpfe des Bauamtes mit ihren Holzvorräten, vor dem Multertor die Privatgärten der Bürger mit allerlei größern und kleinern Gartenhäusern. Der Name „Frohngarten“ erinnert noch an die frohen Stunden, welche die dortigen Gärten ihren Besitzern brachten. Der Brühl, nur durch einen schmalen Weg in den obern und untern getrennt, diente als Spiel-, Reit-, Fest- und Exerzierplatz. Im übrigen wurden fast alle die ebenen Plätze außer der Stadt zum Bleichen der Leinwand benutzt. Da sah es den ganzen Sommer hindurch aus, als ob ewiger Schnee um die Stadt liege. Fremde Gäste mußten oft ihren Kutscher fragen, was dieser weiße Glanz eigentlich bedeuete. Heute erinnern nur die Namen noch daran: Kreuz-, Geltenwilen-, Brühlbleiche, Bleicheli usw. Auch daran, daß sich solche weite grüne Flächen um die Stadt ausdehnten, die später als Wiesen benutzt wurden, erinnern sich nur noch die älteren Leute. Das Grün des Brühls ist unter den Füßen der vielen Schulkinder verschwunden, soweit er nicht, wie die meisten Bleichen, dicht mit Häuserquartieren überbaut ist. Auf der Guggißbleiche steht jetzt die Lokomotivremise; die Geltenwilenbleiche ist zum Güterbahnhof geworden; nur auf der Kreuzbleiche fristet noch ein dünner Rasen sein kümmerliches Leben.

Sal. Schlatter.

## Die Grafen von Toggenburg.

### 95. Die Herkunft.

In der Schweizergeschichte ist zu wiederholten Malen von den Grafen von Toggenburg die Rede gewesen. Sie sind genannt worden in den Erzählungen vom Morgarten-, Näfels-, und Appenzellerkrieg. Jedesmal, wenn sie wieder auftraten, waren sie mächtiger als vorher. Andere Grafengeschlechter dagegen verarmten in jener Zeit oder gingen im Kampfe mit den Eidgenossen oder im Streit mit den ewig länderhungrigen Habsburgern ganz zu Grunde. Von diesem merkwürdigen Grafen Hause nun, das zwischen so gefährlichen Nachbarn seinen festen Stand behaupten konnte, wollen wir hören.

Niemand weiß zu sagen, wann ein begüterter Mann aus dem Volke der Allemannen auf steiler Bergeshöhe ob dem Dorfe Gähwil, hinter Kirchberg, ein festes Haus zu seinem Schutze baute. Weil der Mann Toffo hieß, nannte er die von ihm gebaute Burg Toffenburg. Schon vorher hatte ein Liuto am Zusammenfluß von Thur und Neckar die Liutinsburg gegründet. In dem Gebiete der Edeln von Toggenburg entstanden zwei Städtchen, Wil, unten im Tale, als Markort, dessen weiße Mauern noch heutzutage weithin übers Land glänzen, und Lichtensteig, weiter oben auf einem felsigen Hügel über der Thur, der den Übergang ins Neckertal beherrscht und den obern Teil des Thurtales vom untern absperrt. Zwischen Wil und Lichtensteig kam nach und nach alles Land in den Besitz derer von Toggenburg. Sie waren eifrig bestrebt, ihre Herrschaft noch mehr auszudehnen und gerieten dadurch natürlich mit ihren Nachbarn, die ähnliche Ziele im Auge hatten, in Streit. Welches war aber der nächste und mächtigste Nachbar? Das war der Abt von St. Gallen.

## 96. Die Toggenburger und der Abt von St. Gallen.

Es war zur Zeit, da König Heinrich IV. über das Deutsche Reich regierte, um das Jahr 1080; da wüthete im ganzen Lande, nirgends aber schrecklicher als in unserer Gegend, ein ungeheurer Krieg; denn gegen Heinrich war ein anderer aufgestanden, der ihm die Krone streitig machte. Alle Grafen und Herzoge, Äbte und Bischöfe nahmen Partei für diesen oder jenen König. Der Abt von St. Gallen war ein treuer Anhänger Heinrichs; die Toggenburger aber halfen seinem Gegner. So verfeindeten sich die Nachbarn miteinander. Bei der Einnahme der befestigten Bernegg, ob dem Kloster St. Gallen, kam ein Volkhaud von Toggenburg ums Leben. Nachdem der Abt vertrieben worden war, hatten nämlich seine Feinde auf der Bernegg einen Turm errichtet und dessen Verteidigung Volkhaud übergeben; aber die zurückkehrenden Kriegersleute des Abtes erstürmten das Bollwerk und machten die Besatzung nieder. Auch an der Sitter, an der Glatt und Thur erklang der Lärm der Waffen, wenn die Klosterleute die heranziehenden Gegner abwehrten oder die eingefallenen zu-

rückjagten. Der Abt gelangte mit seinen Scharen sogar bis vor die Toggenburg und legte sie in Trümmer (1085).

Hundertfünfzig Jahre später finden wir die beiden Nachbarn wieder im Streite. Um 1200 lebte ein Diethelm von Toggenburg; der hatte durch die Vermählung mit einer Edeln von Rapperswil die Herrschaft Aznach erhalten. Er war der erste, der sich Graf nannte, und mit Stolz konnte er auf seine vergrößerte Herrschaft blicken. Aber in seiner Familie erfuhr er bitteres Leid. Seine beiden Söhne lebten in ewigem Hader miteinander, und schließlich faßte der ältere gar den verruchten Plan, den jüngern zu ermorden, damit er einst die ganze Landschaft allein erben könnte. Auf der Burg zu Kenggerzwil bei Wängi, im jetzigen Kanton Thurgau, geschah die grauenvolle That. Darauf wollte sich der Mörder der inzwischen wieder aufgebauten Toggenburg und des Städtchens Wil bemächtigen, welche beide dem jüngern Bruder zugesprochen worden waren. Aber er fand die Tore verschlossen. Die Untat brachte ihm keinen Gewinn. Der gebeugte Vater schenkte diese beiden wertvollsten Besitzungen seines Hauses dem Abte von St. Gallen, welcher ihn in seinem schweren Kummer getröstet und den Ermordeten in der Klosterkirche hatte beerdigen lassen.

Aber der Brudermörder war nicht willens, die schönsten Stücke seines Erbes fahren zu lassen. So entstand denn ein neuer Kampf mit dem Abte, der jahrelang, auch von den Söhnen des Brudermörders noch, mit Erbitterung geführt wurde. Sie gelangten jedoch nicht mehr in den Besitz von Wil und der Stammburg. Mit schwerem Herzen entschlossen sie sich, vielleicht um 1250, ob dem Städtchen Lichtensteig eine neue Stammburg für die verlorene zu errichten; das war die neue Toggenburg. Aber bald haute ein äbtischer Dienstmann dem Grafen zum Troß eine Stunde weiter oben im Thal die Feste Iberg bei Wattwil. Amsonst suchte der Graf diese zu zerstören, da sie ihm an dem Wege nach seinen Besitzungen jenseits des Berges gar unbequem lag. Drohend standen sich von nun an Neutoggenburg und Iberg gegenüber.

## 97. Die Toggenburger und Rudolf von Habsburg.

Bald trat ein Mann auf, vor dem sich die beiden Gegner, der Graf und der Abt, in gleicher Weise zu fürchten hatten. Das

war Rudolf von Habsburg, der spätere König. Mit ihm geriet der Toggenburger sehr bald in Streit, da seine Leute von der Burg zu Uznach zürcherische Kaufleute überfielen, wenn diese durch das Gasterland nach Italien zogen oder vom fernen Lande heimkehrten. Rudolf war von den Zürchern zum Feldhauptmann erwählt worden und belagerte die toggenburgische Feste Uznach lange Zeit, um sie durch Aushungerung zur Übergabe zu zwingen. Aber umsonst! Die Lebensmittel wollten den Belagerten nicht ausgehen. Warfen sie doch zum Hohne einmal den Belagerern lebende Fische von der Burg herunter vor die Füße. Da sagte sich der kluge Habsburger: Nun ist die Burg genommen. Die Fische bewiesen ihm, daß ein heimlicher Weg vorhanden sein müsse, auf welchem sich die Besatzung mit frischen Speisen versehe. Mit Hilfe eines Schweinehirten wurde der Weg im tiefen Tobel ausfindig gemacht und Uznaberg im Sturme genommen (1267).

Später baute Rudolf dem Städtchen Wil gegenüber die Stadt Schwarzenbach, mit welcher er zu gleicher Zeit den Grafen Friedrich III. zu bedrohen und den Abt zu schädigen hoffte. Was er gewollt hatte, traf ein; er bekam Krieg mit dem Abte, und der Graf von Toggenburg schlug sich gar auf seine Seite. Er hatte wohl die geheime Hoffnung, bei dieser Gelegenheit wieder in den Besitz von Altoggenburg und Wil zu gelangen, deren Verlust immer noch nicht verschmerzt war. Aber Wil wehrte sich heldenhaft. Die Habsburg'schen Scharen mußten unverrichteter Dinge abziehen. Altoggenburg fiel ihnen allerdings in die Hände und wurde gebrochen (1289). Aber die Grafen bekamen sie nicht mehr und fanden es nun für besser, den Abt in Ruhe zu lassen. Denn neben den gefährlichen Habsburgern erhob sich noch ein anderer Nachbar, vor dem man ebensosehr auf der Hut sein mußte — die junge Eidgenossenschaft.

## 98. Die Grafen von Toggenburg und die Eidgenossen.

Die Grafschaft Toggenburg lag eingekleilt zwischen die Eidgenossen und die Habsburger. Weil diese unter sich beständig im Streite lebten, war es eine schwierige Sache für die Toggenburger, mit beiden gut auszukommen, es mit keinem zu verderben.

Friedrich IV., so hieß der damals lebende Graf, versuchte, mit beiden Freundschaft zu pflegen und in ihren Händeln unbeteiligt zu bleiben. Doch mußte er als ein österreichischer Lehensmann mit in die Schlacht am Morgarten ziehen. Er verlor im Kampfe das Leben, und sein Tod reinigte ihn nicht von dem Verdachte, er habe den Eidgenossen den Kriegsplan der Österreicher verraten, er habe ihnen mitgeteilt, daß der Angriff am Morgarten und nicht bei Arth geschehe.

In der folgenden Zeit mischten sich die Grafen in keinen Streit mehr, sondern suchten unablässig mit klugem Sinn die Umstände auszunutzen, um ihre Macht zu vermehren. Ringsumher verarmten Adelsgeschlechter und kamen in Geldverlegenheit. Dann öffneten die Toggenburger ihre Truhnen und ließen sich die Güter verpfänden, nach denen es sie gelüstete, oder kauften solche. Durch Heirat und Kauf bekamen sie in jenen Tagen die bündnerischen Täler Prätigau, Davos, Schanfigg; durch Kauf und Pfandschaft fielen ihnen das untere und obere Toggenburg, Erlensbach am Zürichsee, die Herrschaft Greifensee, ja sogar Pfandrechte auf Kapperswil, Winterthur und Bülach zu. Mächtig wuchs ihre Herrschaft. Aber gerade dadurch, daß sie an die Österreicher Geld ausliehen, kamen sie mit diesen wieder in nähere Verbindung und mußten wohl oder übel, im Jahre 1388 am Kriege gegen die Glarner teilnehmen. Aus der Schlacht bei Näfels kehrten von 1600 Toggenburgern 400 nicht mehr heim; selbst ihr Banner fiel in die Hände der Sieger. Gerne machte Graf Donat Frieden mit den Eidgenossen, da in seiner nächsten Nähe eine neue Gefahr für sein Haus sich zeigte; die Appenzeller standen gegen den Abt von St. Gallen auf.

## 99. Die Grafen von Toggenburg und die Appenzeller.

Es galt, vorzuzorgen, daß die Untertanen des Grafen vom Beispiel der Bergleute nicht angesteckt würden und auch frei werden wollten. Vorsichtig hatte schon im Jahre 1400 in schwieriger Zeit Graf Donat die Bürger des Städtchens Lichtensteig fester an sich gekettet, indem er in feierlichen Formen ihre alten Rechte bestätigte und neue Versprechungen beifügte. Das

ist der erste Freibrief der Lichtensteiger; sein Sohn Friederich VII. schloß ein Bündnis mit den Zürchern, in welchem letztere versprachen, ihm gegen allfälligen Aufruhr seiner Leute behilflich zu sein und sie zum Gehorsam zurückzubringen, und mit den Schwyzern trat er in ein freundschaftliches Verhältnis, da sie ja den ganzen Appenzellerkrieg im geheimen leiteten. In kluger Weise zeigte er sich nachsichtig gegen die Appenzeller, wenn sie etwa sein Gebiet schädigten. Er ließ sie sogar durch sein eigenes Land ziehen, als sie die österreichische March erobern wollten, um sie nachher ihren Helfern, den Schwyzern, zu schenken. Daß sie im Vorbeigehen die äbtische Festung Iberg brachen, wird dem Grafen auch nicht leid gewesen sein. So ging dieses Gewitter für ihn gnädig vorüber. Sein Haus fand dabei sogar Gelegenheit, sich aufs neue zu vergrößern; es bekam vom Herzog von Osterreich Sargans, Wallenstadt, Weesen und das Gasterland in Pfand, weil diese Gebiete gegen die Appenzeller nicht mehr gehalten werden konnten. So war das Stammland mit den Besitzungen in Bünden aufs schönste verbunden.

### 100. Neue Erwerbungen.

Nicht genug! Bald gab es für den Grafen Gelegenheit, noch mehr zu gewinnen. Im Jahre 1415 geriet der König des Deutschen Reiches in Streit mit dem Herzoge von Osterreich; er tat den Herzog in die Acht und forderte die Eidgenossen und den Toggenburger auf, über dessen Gebiete herzufallen. Das ließ sich der Graf nicht zweimal sagen. Sehnsüchtig hatte er schon lange auf die österreichischen Lande rechts vom Rhein, von der Bündnergrenze abwärts bis zum Bodensee, geschaut. Sofort war er zum Losschlagen bereit. Feldkirch, der starke Mittelpunkt dieses Gebietes, wollte sich allerdings nicht so schnell ergeben. Friedrich mußte es lange belagern, und konnte es erst bezwingen, nachdem er von den Zürchern „die große Büchse“ mit fünfzig Büchsensteinen und zehn Zentner Pulver und von den Konstanzern eine zweite Kanone entlehnt hatte, den „Heber“ oder großen „Schupfer“.

Aber auch das linksseitige Rheintal sollte sein werden. Wartau hatte er schon 1414 durch Kauf an sich gebracht; 1424 erwarb er das eigentliche Rheintal mit Rheineck und Altstätten.

Es war ebenfalls dem Herzog von Österreich weggenommen und dann zwei schwäbischen Edeln gegeben worden, die aber ihres Besitzes nicht froh werden konnten, weil die Appenzeller an einem fort Einfälle machten. Deswegen verkauften sie das bedrohte Gebiet gerne an den Toggenburger. Der Graf geriet nun zwar mit den Bergleuten auch in Streit. Er verklagte sie bei den Eidgenossen und bei der Stadt St. Gallen. Als dieses nichts nützte — die Appenzeller ließen sich von jeher nicht gerne einreden — zog Friedrich gegen sie zu Felde, zerstörte das zu ihnen haltende Dorf Gofau (1429), mußte aber bei Schönggrund und Altstätten unverrichteter Dinge abziehen. Endlich aber gab es doch Ruhe.

### 101. Glanz und Zerfall.

Das stolze Gebäude der Toggenburger Herrschaft war vollendet. Beinahe der ganze jetzige Kanton St. Gallen (mit Ausnahme des Fürstenlandes), ein großer Teil des jetzigen Kantons Graubünden, das jetzt österreichische Rheintal, der innere Brengener-Wald — das alles gehorchte dem Grafen Friedrich VII. Wahrlich, ein schönes, reizendes Land voll Mannigfaltigkeit und Fruchtbarkeit! Was durch die Jahrhunderte seine Vorgänger angestrebt, hatte er mit Klugheit und Stärke schön zu vollenden gewußt. Aber wie viel fehlte zu seinem Glück! Er fand sich einsam auf der stolzen Höhe; kein Sohn blühte ihm heran, dem er einst den Lohn seiner eigenen Mühen und der Mühen seiner Vorfahren hätte übergeben können, damit er weiter baue am Werke seiner Ahnen. Ringsum lauerten die Nachbarn auf das Ende des kinderlosen Mannes, um die Riesearbeit seines Geschlechtes wieder zu zerstören. Entfernte Verwandte, die Österreicher, die Schwyzer, die Zürcher hofften, Stücke des schönen Gebietes an sich zu bringen. Auf seinem Schlosse zu Feldkirch starb Friedrich VII. als der letzte seines Stammes im Jahre 1436. Mit Helm und Schild wurde er in der Grabkapelle des Klosters Rüti beigesetzt, wo schon 13 seiner Vorfahren ihre letzte Ruhestätte gefunden hatten. — Aus dem Streite aber, der über der Teilung seines Erbes ausbrach, schlug eine Flamme auf, deren Brand die Eidgenossenschaft zu verzehren drohte.

# Die Grafen von Werdenberg.

## 102. Die Herkunft.

Neben den Grafen von Toggenburg wurden diejenigen von Werdenberg mehrmals genannt. Bei Näfels spielte ein Werdenberger eine nicht eben rühmliche Rolle; ein anderer wurde von den Osterreichern um Hab und Gut gebracht und verbündete sich mit den Appenzellern, um wieder zu seiner Grafschaft zu gelangen, was ihm aber nicht gelang. Noch einmal mögen wir also vernehmen, wie ein Adelsgeschlecht von bescheidenen Anfängen ausging, allmählich größer wurde, zur Blüte kam, von der Höhe herniedersank und schließlich ganz zu Grunde ging.

Über das schöne Gebiet zu beiden Seiten des Rheins, vom Bodensee bis zu den Bündnerbergen, herrschten ums Jahr 1200 die Grafen von Bregenz. Nach ihrem Aussterben baute ein Verwandter weiter oben, mehr in der Mitte der Herrschaft, die Burg Montfort und nannte sich von nun an Graf von Montfort. Zwei seiner Söhne teilten das Land unter sich. Der eine übernahm die untern ausschließlich rechtsrheinischen Stücke, der andere die obern, vorherrschend linksrheinischen, in welchen die Burgen Werdenberg und Sargans lagen. Der letztere hatte wieder zwei Söhne, welche das Gut ihres Vaters gleichfalls unter sich teilten; der ältere erhielt Werdenberg, der jüngere Sargans. So regierten um 1250 in dem Gebiet der einstigen Grafen von Bregenz drei unter sich verwandte Familien — die Montforter, die Montfort-Werdenberger und die Montfort-Werdenberg-Sarganser. Als später die Montfort-Werdenberger die Herrschaft Heiligenberg, nördlich von Meersburg am Bodensee erhielten, nannten sie sich Werdenberg-Heiligenberger, zum Unterschied von den Werdenberg-Sargansern.

Zur Grafschaft Werdenberg gehörte Buchs, Grabs, später auch Sevelen, im Thurgtale St. Johann und die Burg Starckenstein, im Neckertal St. Peterzell, sodann Bludenz und Montafun an der obern Ill, Lustenau, Widnau im untern Rheintal und die Vogtei über das Kloster Disentis in Bünden. — Die Grafschaft Werdenberg-Sargans umfaßte den jetzigen Bezirk Sargans, das

Gebiet von Baduz, dazu vier Seitentäler der mittlern Ill, die Herrschaften Sonnenberg und Blumenegg. Die Grafen besaßen also nicht zusammenhängende Gebiete; im Gegenteil, die Besitztümer der Familien lagen zerstückelt, bunt durcheinander gewürfelt. Es war Gefahr vorhanden, daß die Glieder des dreigetheilten Hauses bei der Verwaltung ihrer Herrschaften gelegentlich *uneins* würden. Zum Glück hatten sie keine mächtigen Nachbarn, so daß wenigstens anfänglich ihre Hausstreitigkeiten wenig Gefahr brachten.

### 103. Das Wachsen der Grafengeschlechter Werdenberg-Heiligenberg und Werdenberg-Sargans.

Der Toggenburger hatte an Rudolf von Habsburg einen gefährlichen Gegner; die Werdenberger aber standen als Verwandte in einem freundschaftlichen Verhältnis zu diesem immer mächtiger werdenden Hause. Überall, wo wir Rudolf und die spätern Habsburger auftreten sehen, sind gewiß die Vettern von Werdenberg als treue Helfer dabei. Sie lagen zum Beispiel auch vor Wil, als es gegen den Abt von St. Gallen ging, trotzdem dieser, ein Wilhelm von Montfort, ihr naher Verwandter war! Am Morgarten rettete sich einer durch schnelle Flucht vor den todbringenden Streichen der Eidgenossen. Als später die Habsburger nicht mehr auf dem Königstrone saßen, zogen auch die Werdenberger nicht mehr in die Reichskriege, sondern verlegten sich auf Vergrößerung und Abrundung ihrer Herrschaft. In jener Zeit, bis zum Jahre 1350, gewannen die Werdenberg-Heiligenberger Schloß Freudenberg und Vogtei Ragaz, die Herrschaft Hohentrins bei Reichenau, Bergün, Wartau, die Reichsvogtei Rheineck und Altkätten. Die Werdenberg-Sarganser gewannen durch Heirat, Erbschaft und Kauf Prätigau, Schanfigg, Domleschg, Schams, Rheinwald, Savien, Vals. Bis weit ins Bündnerland reichte also der Grundbesitz dieser zwei Familien. Es war ein großes, schönes Gebiet. Die Werdenberger standen auf der Höhe ihrer Macht.

### 104. Wende.

Aber das stolze Gebäude stand nicht fest gegründet. Die Gebiete lagen zerstreut auseinander und waren so verschiedenartig,

daß es schwer war, sie zu regieren. Da hätte es ruhige, kluge Leute und gute Haushalter gebraucht, wie es die spätern Toggenburger Grafen gewesen; die Werdenberger aber waren anders. Heftigen Sinnes und streitlustig, verwickelten sie sich überall in Zänkereien; zudem zerstückelte sich durch immer neue Erbteilungen ihr Gut noch mehr. Schon war das ursprüngliche Haus dreigeteilt. Da zweigte sich von den Werdenberg-Sargansern eine neue Linie ab, die Baduzer, von den Werdenberg-Heiligenbergern die Rheinecker. Bei so häufigen Teilungen gab es natürlich sehr oft Streit. Die Geschichte der Grafen spricht einmal über das andere von Erbzwistigkeiten. Und doch wäre es so notwendig gewesen, zusammenzuhalten.

Es war unterdessen vom Tirol über den Arlberg her ein Mächtiger in die Nähe gerückt, welcher gefährlich werden konnte, das Haus Österreich, dessen gute Freunde die Werdenberger einst gewesen waren. Dieses kaufte 1391 von einem alten, kinderlosen Montforter Feldkirch und trieb so einen Keil zwischen die werdenbergischen Besitzungen. Die Herzoge gedachten damit, eine Brücke zu bauen zu ihren Besitzungen in den Vorlanden der Eidgenossenschaft — Gaster, March, Einsiedeln. Aber die Grafen von Werdenberg scheinen nichts davon gemerkt zu haben. Gerade in jenen Tagen gerieten die Werdenberger und Sarganser in neuen Streit wegen der Beerbung eben des Montforters, welcher den Österreichern Feldkirch verkauft hatte. Ja, der Graf von Sargans ersuchte den Herzog von Österreich um Hilfe gegen seinen Vetter. Es war auf die Vernichtung der Werdenberger abgesehen.

### 105. Untergang der Werdenberg-Heiligenberger.

Da galt es, sich zu rüsten. Um Geld zu bekommen, verkauften die Werdenberger Lustenau und andere rheintalische Besitzungen. Dann brach das Ungewitter los. Nach elftägiger Belagerung fielen Burg und Stadt Rheineck in die Hände der Österreicher (1395). Das Rheintal war verloren. Das Schloß Werdenberg wurde zwar vergeblich belagert; doch mußte Graf Rudolf seinem Feinde St. Johann und Starckenstein im Thurttal abtreten und „von Schulden wegen“ die Burgen Werdenberg, Freudenberg, Hohen-

trins an den mit den Österreichern verbündeten Montforter Vetter verpfänden (1396). Durch Heirat und durch Verkauf der Vogtei Disfentis bekam er aber so viel Geld, daß er Werdenberg zurückkaufen, den bei Rheineck gefangenen Bruder und den Oheim lösen konnte. Die drei Grafen handelten nun gemeinsam. Es nützte nichts; sie wurden geschlagen; Wartau, Freudenberg, ja zuletzt auch Werdenberg gingen verloren. Die Grafen waren hinausgeworfen aus ihren sämtlichen Besitzungen.

In der Verzweiflung schloß sich Rudolf den Appenzellern an; welche in jenen Tagen gegen den Abt von St. Gallen und die Österreicher kämpften. Das war nun doch ein ganz unnatürliches Bündnis. Wie sollte es auch den Bergleuten, die gegen alle Adelligen zu Felde zogen, in den Sinn kommen, einem niedergehenden Adelshaufe aufzuhelfen? Und so sah sich Rudolf in seinen Erwartungen wirklich getäuscht. Er gelangte nicht mehr in den Besitz seiner Burgen. Zu Hohentrins fand der Heimatlose die letzte Zufluchtsstätte. Es war für ihn ein schlechter Trost, daß die Österreicher das unrechtmäßig erworbene Gut auch nicht behalten konnten und es im Jahre 1417 an die Grafen von Toggenburg verloren; 1428 starb das Grafengeschlecht von Werdenberg-Heiligenberg aus.

## 106. Untergang der Werdenberg-Sarganser.

Die Grafen von Sargans hatten den Österreichern geholfen, ihren Vetter zu verderben. Sie sollten bald genug den Lohn ernten. „Um seinen großen, täglich wachsenden Gepresten zu wenden“, sah sich Graf Johann gezwungen, Stadt, Schloß und Grafschaft Sargans an Östreich zu versetzen (1397). Freilich konnte dieses das Gebiet nicht halten und mußte es im Appenzellerkriege mit Gaster an die Toggenburger abtreten. Dem gleichen Geschlechte hatten die Grafen von Sargans schon früher Schanfigg und Prätigau verkaufen müssen. Als es dann im Jahre 1436 ausstarb, schien für die Sarganser doch noch der Glücksstern aufzugehen; nach vierzigjähriger Abwesenheit konnte Graf Heinrich in das Schloß seiner Väter zurückkehren. Aber wie fand er seine Herrschaft? Das Beispiel der Eidgenossen und Appenzeller hatte auch in seinen Unter-

tanen Freiheitsgelüste geweckt; sie hatten einen Bund geschlossen und verweigerten nun den Gehorsam; sie belagerten ihn gar in seiner Burg. Als mit Hilfe der Schwyzer die Ruhe hergestellt war, mußten seine zwei Söhne gegen ihre rätischen Untertanen das Schwert ziehen; denn auch da oben waren Volksbünde entstanden. Sie zogen jedoch den kürzern; es ging mit dem Hause Sargans unaufhaltfam abwärts. Besonders der letzte Graf, Georg, war nicht der Mann, der sich stark zur Wehre setzen mochte. Wenn er nur immer genug Geld hatte, um ein lustiges Leben zu führen. Darum verkaufte er nacheinander Vaduz, Domleschg, Heinzenberg, Sargans, letzteres um 15,000 fl. an die Eidgenossen, welche daraus eine gemeine Herrschaft machten (1482). Der Graf durfte noch fischen und jagen darin. Sein letzter Wohnsitz war Ortenstein im Domleschg. Er hielt sich aber oft in Innsbruck auf, am Hofe des Herzogs von Österreich, wo er mit andern heruntergekommenen Edelleuten ein lockeres Leben führte. Endlich machte der Verwandte des Herzogs, der Kaiser Friedrich, dem Treiben ein Ende und tat die saubern Gäste seines Vitters in die Acht. So wurde zum Schlusse der Sarganser Graf noch ein geächteter Mann, der sich nirgends mehr im Reiche zeigen durfte. Er lebte abwechselungsweise in Ortenstein und in Weesen und bemühte sich umsonst, mit Hilfe der Eidgenossen aus der Acht entlassen zu werden. Die einzige Würde, die der ehemalige Graf von Werdenberg-Sargans, der jetzige Herr von Ortenstein, noch bekleidete, war diejenige eines Königs der Kessler seiner alten Grafschaft. Als solcher wird er über das fahrende Volk von Zeit zu Zeit Gericht gehalten und dabei einen lustigen Tag verlebt haben. Mit ihm erlosch das Geschlecht im Jahre 1504. Um sein Erbe brauchte kein Streit auszubrechen.

